

VERONA

Illustrirte Damen-Zeitung

Inhalt: Modenbild nebst Beschreibung. — Mode und Luxus, und ihre neuesten Gegner, von U. R. Deutsch. I. — Befiederte und unbefiederte Hausthiere, von Karl Müller. III. Die Schwarzmajel nebst ihrer Schwester Singdroffel. — Fern vom Krieg. — Erfindungen. — Washington's Hochzeit. — Karin und Lotta. Erzählung von Dr. Bertram (mit Illustration von B. St. Lerche). — Schach-Aufgabe. — Räthsel. — Aufösungen des Räthfels und des Nebus Seite 298. — Nebus. — Correspondenz.



Beschreibung des Modenbildes.

Figur 1. Kleid mit Doppelrock und hoher Schoftaille von grauem Wollenstoff. Der untere Rock ist am unteren Rande mit einem 34 Centimeter breiten Volant in schräger Fadenlage verziert, dessen Aufsatz ein in Toffalten geordneter Faltenstreifen deckt. Der obere, in der hinteren Mitte geraffte Rock ist in der Weise der Abbildung mit 1 1/2 Cent. breitem schwarzem Sammetbände besetzt. Die Revers der Taille und des Schoftailes sind von schwarzem Sammet.

Figur 2. Anzug für Knaben von 2 bis 4 Jahren. Der Rock ist aus schottisch carrirtem Wollenstoff in schräger Fadenlage; er ist in nach einer Seite hin gerichtete Falten geordnet. Jacke aus schwarzem Tuch, Wulst von weißem Batist.

Figur 3. Kleid von lila Seidenstoff. Der Rock ist am unteren Rande mit einem Volant garnirt, welcher in regelmässige, nach einer Seite hin gerichtete Falten gelegt ist, einen 2 Cent. breiten Kopf bildet und mit einem schrägen Streifen vom Stoff des Kleides aufgesetzt ist. Die Revers der herzförmig aus- geschnittenen Taille sind von Taffet in dunklerer Nuance.

Figur 4. Kleid mit Doppelrock und hoher Schoftaille von rohem Seidenstoff. Der untere Rock ist mit 3 Volants garnirt, welche je mit einem Köllchen vom Stoff des Kleides aufgesetzt sind. Der obere Rock sowie die Schoftaille sind mit 3 Cent. breiten Schrägstreifen, mit Köllchen und Frisuren vom Stoff des Kleides, sowie mit Seidenfranze von der Farbe des Kleides verziert.

Figur 5. Anzug für Mädchen von 6 bis 8 Jahren. Der untere Rock sowie die hohe Wulst sind von schwarz und weiß gestreiftem Alpaca; der obere Rock und die Wiedertaille sind von weißem Alpaca; Garnitur, Gürtel und Schärpe sind von schwarzem Sammet.

[25. 035]

Mode und Zugus, und ihre neuesten Gegner.

Von A. K. Deutsch.

I.

Seit Ausbruch des Krieges zwischen Deutschland und Frankreich wird in einzelnen Blättern die Ausweisung und Vertreibung der Geschwister Mode und Zugus gepredigt, die man frischweg als geborene Franzosen, als Vollblut-Pariser denuncirt. Wie ehemals der „Civis“, so taucht jetzt in den „Eingefandts“ und „Gedichten“ der Zeitungen vielfach „Eine deutsche Frau“ oder „Ein deutsches Mädchen“, „Ein deutscher Mann“ oder „Ein deutscher Jüngling“ auf, welche ihre Schwefelner feierlich beschwören, den „wässchen Putz und Tand“ weit von sich zu werfen und sich hübsch „deutsch“, rein „deutsch“ zu kleiden. Ja, verschiedene Schriftsteller und namentlich Schriftstellerinnen sind so weit gegangen, unsere Frauen mit den härtesten Beschuldigungen und ingrimmigsten Vorwürfen zu überschütten; sie zu beschuldigen, daß sie sich nach Art der verurtheilten Pariser Halbwelt aufputzen, mit „thurm hohen Chignons“, in aufgebauhten überkurzen „Costüms“, „chinesischen Stelzen- schuhen“ und anderen Mißgeburten der französischen Mode umher- laufen, dazu sich in frecher schamloser Weise entblößen und geberden; daß sie sich in Tracht und Gebahren französische „Hetären“ zum Vorbild und Muster genommen, deren gedankenlose und eifrigste Nachahmerinnen und Nachtreterinnen geworden sind und unbekümmert durch den gegenwärtigen Krieg, baar aller Vaterlandsliebe und aller Scheu vor deutscher Zucht und Sitte, solches noch sind.

Wir wollen die Berechtigung, solche Strafpredigten überhaupt zu halten, dahingestellt sein lassen, wiewohl hinter ihnen unzweifelhaft gewaltsame Anmaßung, frampfsache Ueberhebung hervorquaden; und wir könnten die eifernden Damen fragen, ob sie selber denn nie einer „französischen“ Mode gehuldigt, nie selber ein Kleid nach „französischem“ Zuschnitt getragen haben. Wir gehen darüber hinweg, wollen und müssen aber entschieden gegen den Ton protestiren, welchen man hier gegen die deutsche Frauenwelt anzuschlagen wagt; gegen die Frauen, deren Gatten und Söhne, Väter und Brüder zur Stunde in Sachen des Vaterlandes ihr Herblut verspritzen; gegen die Frauen, welche gegenwärtig unermüdet thätig und geschäftig sind, den Bedürfnissen unserer Soldaten und ihrer in Noth und Mangel zurückgebliebenen Familien abzuhelfen; gegen die Frauen, welche mit wahrhaft heroischer Aufopferung und Selbstverleugnung auf den Schlachtfeldern und in den Lazarethen die segensreichste Wirksamkeit entfalten, der Verwundeten warten und pflegen, den Sterbenden die Todesstunde erleichtern. Namens der deutschen Frauen, denen, mit ganz vereinzelten Ausnahmen, echte Sitte und strenge Ehrbarkeit von jeher und nach wie vor bewohnt, wollen wir uns ernstlich eine Sprache verbiten, mit der man heut zu Tage die niedrigste Magd und selbst das verworfenste Geschöpf verschont. Denn alle ehrbaren Frauen müssen sich durch solche Worte in tiefster Seele verletzt fühlen; unschuldlige Mädchen erfahren erst aus diesen Philippiken von „Hetären“ und andern Dingen, die ihnen zu wissen mindestens sehr überflüssig sind.

Ist nun aber der Ton der Strafpredigten unziemlich und bedenklich, so ist ihr eigentlicher Zweck kaum nennenswerth und er steht in keinem Verhältniß mit dem Aufwand von Pathos und Worten. Oder lohnt es wohl, in einer so ernstlichen großen Zeit, wie die gegenwärtige ist, den Mund so voll zu nehmen, wenn es sich um den Schnitt eines Kleides, um die Beseitigung einer Haartracht handelt?

Als im Jahre 1813 Deutschland sich erhob, um das Joch Napoleon's abzuschütteln, da entäußerten sich die deutschen Frauen bekanntlich ihres Geschmeides und legten es auf den Altar des Vaterlandes. Ferdinand von Schmettau und mit ihr noch viele andere Jungfrauen gaben den einzigen Schmuck her, den sie besaßen: sie brachten ihr reiches Haar. — Heute, wo wieder ein großer heiliger Krieg entbrannt ist, haben es die deutschen Frauen bequemer: man verlangt von ihnen nicht, daß sie ihr eigenes Haar opfern, sondern nur ihren „Chignon“ fortwerfen sollen.

Um die Zeit der Befreiungskriege war die Tracht der deutschen Frauen keineswegs einfacher und „ehrbarer“, wie heute! Hals, Nacken und Arme waren weit stärker decolletirt; Chignons und Perrücken in allen Farben fehlten nicht. Damals stand die Mode noch theilweise unter französischer Herrschaft, aber Niemand dachte daran, diese Herrschaft plötzlich weg zu decretiren. Man hatte eben Wichtigeres zu thun, als die Zeit mit solchen Neußerlichkeiten und Nebenächlichkeiten zu verlieren. Erst nach Beendigung des gewaltigen Kampfes, da so zahllose Frauen um ihre auf dem Felde

der Ehre gefallenen Angehörigen trauerten, erschienen die deutschen Damen ganz schwarz, im Costüm der Maria Stuart.

Allerdings ist, sobald zwei Völker sich in Waffen gegenüber- stehen, Manche erlaubt, Manche empfehlenswerth, ja vielleicht geboten, was in friedlichen Zeiten thöricht und abgehemmt sein würde. Gilt es, den Patriotismus zu schüren oder den National- feind zu schädigen, so kann man schon ein Uebrigtes thun und auch zu Demonstrationen greifen. Im vorliegenden Falle aber würden solche weder Grund noch Zweck haben: denn wir beziehen unsere Moden schon lange nicht mehr allein aus Frankreich, unsere Frauen kaufen ihre Roben, Hüte zc. in deutschen Magazinen oder lassen sie von deutschen Modistinnen anfertigen. Ganz vereinzelte Aus- nahmen, die in den höchsten Kreisen vorkommen, bestätigen nur die Regel.

Jene Aufrufe würden einen Sinn haben, könnte man zugleich genau bezeichnen, was an den Toiletten unserer Damen denn eigentlich „wässch“ und „undeutsch“ sei. Aber dazu ist man eben nicht im Stande und mußte sich deshalb auf allgemeine Redens- arten beschränken. Selbst „Chignon“ und „Crinoline“ sind, wie wahrscheinlich schon den meisten unserer Leserinnen bekannt, wie wir später aber noch besonders nachweisen wollen, keineswegs französische Erfindungen. Jene gegen alles „Wässche“ und „Fremde“ eifernden „Germaninnen“ hätten für das nach ihrer Meinung zu Beseitigende zugleich einen Ersatz bieten, eine echt und rein deutsche Tracht, ein wirklich nationales Costüm angeben müssen. Aber sie würden, wollte man ein solches Anstinnen an sie stellen, in arge Verlegenheit gerathen. Denn Moden und Trachten lassen sich — abgesehen von den Unkosten, dem lächerlichen Ansehen und andern Collisionen, die es verursachen müßte — weder beliebig erfinden noch beliebig aus der Welt schaffen, urplötzlich nicht einmal wesentlich reformiren. Vielmehr entsteht eine Mode immer aus der andern; eine neue Mode muß stets an die ältere anknüpfen, sich mit dieser verschmelzen; sonst bleibt sie todtegeboren und hat auf allgemeine Annahme nicht zu rechnen.

Wir gedenken hier keine Philosophie der Mode zu schreiben, obgleich eine solche sehr nützlich sein könnte und sogar „einem längst gefühlten Bedürfniß“ abhelfen würde; jedoch werden wir, um unseres Themas willen, nicht umhin können, ein wenig zu philosophiren, geloben aber auf das feierlichste, trotzdem nicht langweilig zu werden.

Die Mode ist nicht von heute oder von gestern, sondern sie ist gerade so alt wie die Menschheit selber. Sie umfaßt im weiteren Sinne das ganze gefellige Leben mit all seinen Sitten und Gebräuchen, Wohnheiten und Umgangsformen, insofern alles „Dieses einem fortlaufenden Wechsel unterworfen ist. Im engeren und gewöhnlichen Sinne versteht man unter Mode jedoch nur den Wechsel in der Kleidung, also die Kleidermode; und auch diese ist nicht erst von Franzosen oder von einer andern Nation erfunden worden, sondern sie war von jeher Bedürfniß und Gemeingut aller Völker und Geschlechter. Die erste Modistin war das erste Weib; und Eva hat, wie man in der Bibel nachlesen kann, ihre Tracht mindestens einmal geändert. Auch über wilde uncivilisirte Völker, wie über Neger und Eskimo's, Indianer und Papua's, herrscht die „Königin“ Mode: mögen jene auch, so lange sie nicht mit den Angehörigen civilisirter Nationen in Berührung kommen, ihre Garderobensätze und Toilettengebräuche weit langamer modeln. Sobald aber einmal sich ein Europäer bis zu ihnen verirrt, nehmen sie mit ihrem äußeren Menschen nicht selten große und ziemlich gewaltsame Veränderungen vor. Mancher mächtige Beherrscher des Stillen Meeres bekleidet sich bei feierlichen Gelegenheiten mit einem alten Filz oder mit einem Paar Schmier- stiefeln, die irgend ein reisender Yankee fortgeworfen hat; und das versammelte Volk blickt zu seinem Häuptling mit gesteigeter Bewunderung und Ehrfurcht auf. Ebenso sind die „alten“, „ehr- würdigen“ Trachten unserer Bauern Nichts weiter, als erstarrte Moden; in der Regel sogar Moden, die ursprünglich der ritte- lichen, adligen Gesellschaft angehört haben, dann von dem Bürger- stande, von den Bewohnern der Städte angenommen worden und, auch von diesen abgelegt, endlich auf die ländliche Bevölkerung übergegangen sind. Daß aber auch die Bauertrachten von der jüngeren Generation mehr und mehr verändert, nach und nach beseitigt werden, kann man aller Orten wahrnehmen.

So launisch und verkehrt, geschmacklos und bedenklich uns auch eine Mode erscheinen mag, sie ist doch stets das Kind ihrer Zeit und des Landes, wo sie zuerst erscheint. Sie versinnbildlicht die Strömung der Zeit und die Geschmackszichtung der Massen. Die Willkür des Einzelnen, und mag er noch so hochgestellt und mächtig sein, kann die Mode nie wesentlich beeinflussen; nur wenn er die Neigung seiner Zeit und seiner Umgebung erräth und ihr einen möglichst treuen Ausdruck zu geben versteht, mag er als Erfinder und Gesetzgeber der Moden erscheinen. In diesem Sinne kann man sagen, daß Ludwig XIV. die Allongeperrücken, Friedrich Wilhelm I., König von Preußen den Pops, die Kaiserin Eugenie die Crinoline erfunden habe. — Die Moden hängen mit der je- weiligen Cultur und Bildung eines Volkes und Zeitalters eng zusammen, sie sind der sicherste Gradmesser für beide, und schon aus den Trachten eines Volkes kann man theilweise seine Geschichte entnehmen. Zur Zeit des Tacitus bestand die ganze Kleidung des germanischen Mannes in einem kurzen ungenähsten Mantel. Während der Kreuzzüge trägt der Deutsche einen eng an den Oberkörper anschließenden, fast bis auf die Füße herabfallenden, gegürteten und im Uebrigen ziemlich schmucklosen Rock. Unter Kaiser Karl V. herrschte, wie fast in ganz Europa, auch in Deutsch- land die steife ausgepöhlte, elegante, vornehme und kostbare spanische Tracht.

Wie mannigfaltig und anscheinend zahllos die Moden auch sein mögen, sie bewegen sich doch innerhalb gewisser Grenzen, bei welchen angekommen sie wieder umkehren, so daß ihre Bahn mehr oder weniger ein Kreislauf ist. Ein und dieselbe Mode taucht nicht selten in verschiedenen Zeitaltern, bei verschiedenen Nationen auf; allerdings stets in etwas anderer Form, wo sie dann meistens für etwas ganz Neues und Originelles, noch nie Dagewesenes gilt. Die merkwürdigsten Belege dafür sind der Chignon und die Crinoline, die fast allgemein als eine Erfindung des heutigen Frankreichs betrachtet werden. Nun ist es aber eine historische Thatsache, die von mehreren Schriftstellern der Alten gemeldet wird, daß schon Griechinnen und Römerinnen, die Zeitgenossinnen des Pericles und des Octavian sich der falschen Haare bedienten und auf ihrem Haupte einen Prachtbau von künstlichen Locken auführten. Wenn man ferner vor Allen die Frauen der alten Deutschen als Muster der Einfachheit und Natürlichkeit zu rühmen pflegt, so ist es doch höchst wahrscheinlich, daß schon Thuisnela, die edle Gattin des Therssterfürsten Hermann — erschrecken Sie nicht, geneigte Leserinnen! — einen Chignon getragen hat. Wenig- stens wird berichtet, daß die Römerinnen die Kunst, das Haar zu

färben und einen schwachen Haarwuchs zu verbergen, von den Germaninnen gelernt hätten. Sogar bei wilden Völkern hat man den Chignon angetroffen: der Reisende du Chailin hat in solchen Beispielen wird es kaum noch verwundern, zu hören, daß schon vor Jahrhunderten die Frauen fast aller europäischen Länder in solch „thurm hohen“ Chignons und Frisuren, „umherleierten“ In jedem Jahrhundert herrichte diese Mode längere oder kürzere Zeit; bald in Italien, Spanien oder Frankreich, bald in Deutsch- land, England oder den Niederlanden, bald an allen Orten zu- sammen. Ihren Haupttriumph feierte sie vor etwa 90 Jahren, wo das Gebäude von Haaraffen, Nadeln, Drahtgestellen, wulstigen Kissen und Lockenrollen die Höhe des eigentlichen Kopfes wie um das Vierfache überragte. Im Vergleich mit diesem Chignon vorasio ist der Chignon von heute wirklich sehr bescheiden.

Ganz ähnlich verhält es sich mit der Crinoline oder Reifrock, der bekanntlich spanischen Ursprungs ist und bereits im 16. Jahrhundert seinen ersten Weltgang unternahm. 200 Jahre später taucht er von neuem in Frankreich auf, wo er die Regierungs- periode Ludwig's XV. wesentlich kennzeichnet. Seine nochmalige Auferstehung als Crinoline ist bekannt genug; und wenn man dieses vielgeschmähte Garderobentück jetzt endlich für beseitigt hält, so ist das ein bloßer Irrthum. Alle Leserinnen wissen, daß die Crinoline nach wie vor lebt und floriert; nur hat man ihr eine discretere Form und damit einen andern Namen gegeben.

Neben den Moden, welche ein Volk selber erzeugt oder zu erzeugen glaubt, nimmt es auch fremde, ausländische in vollem Bewußtsein und nur zu häufig mit offenen Armen an. Die Nationen entlehnen die Moden von einander, ohne sie jebe- selblich nachzuahmen; vielmehr weiß jedes Volk der ihm von auswärts überkommenen Mode ein eigenes Gepräge aufzudrücken, sie so zu sagen zu naturalisiren. Beim Ausgang des Mittelalters sind über ganz Europa die Kopf-, Gesicht und Nacken um- hüllende Gugel, die sachlichen weit über die Hände hinausgehenden Hängeärmel und die mit ungeheuerlichen Spitzen versehenen Schnabelschuhe verbreitet; aber in England wie in Frankreich, Deutschland wie in den Niederlanden sind sie hinsichtlich der For- des Aufanges, der Farben und der Verzierung höchst verschiede- jede Nation, die sich ihrer bemächtigt, unterwirft sie wieder einer langen Reihe von Verwandlungen, wie sie Laune und Geschmack gerade eingeben.

In Sachen der Mode tonangebend und stimmungsführend werden selbstverständlich nur solche Völker, die entweder auf einer hohen Culturstufe stehen oder das politische Uebergewicht besitzen; und sie bleiben es nur so lange, als man ihnen diesen Vorrang gemein zuerkennt: mit ihrem Verfall hören sie auch auf, der neue Moden zu liefern. Die berühmtesten Völker des Alterthums wie Phönizier, Perser, Griechen und Römer lehrten auch in Nachbarn und Zeitgenossen, wie man sich kleiden und schmücken solle. Rom stand jedoch nicht an, auch mancherlei Moden von unterjochten Völkern, von Griechen, Karthagern und Germanen zu entnehmen. Es verfuhr hierin wie in anderen Dingen ge- weltbürgerlich und effektisch, das heißt, nach dem Grundjatz „Brich Alles und das Beste behalte!“, und ein sehr ähnliches Beispiel bietet, um das schon jetzt zu bemerken, Frankreich seit der Revo- tion von 1789.

Im christlichen Europa übernahmen die Mission, den öffe- lichen Geschmack zu leiten, nacheinander: Deutschland, die Nie- derlande, Italien, Spanien und nochmals Deutschland. Erst da- ntmlich unter Ludwig XIV., kam Frankreich an die Reihe.

Deutschland, das man immer so abhängig von andern Nationen hinzustellen liebt, hat fast während des ganzen Mittelalters, namentlich aber vom 12. bis 15. Jahrhundert das mit- teliche Europa mit Moden und Trachten versorgt und sich de- wiederholt große Geschmackslosigkeiten zu Schulden kommen lassen. Acht deutsche und rein deutsche Erfindungen sind z. B. die im 10. Jahrhundert vorkommende und sich bis ins 14. hingiehe- sogenannte Gethelte Tracht, welche den ganzen Menschen senkrechter Linie vom Halbe abwärts halbrist, seine rechte Seite z. B. ganz roth, seine linke ganz grün ausstaffierte. Hut, M Beinkleider und Strümpfe waren aus zwei grell von einan- abstechenden Farben zusammengesetzt, die sich vorn und hinten genau in der Mitte begegneten; und diese Tracht, welche heute die Sträflinge auszeichnet, wurde auch von den Frauen genommen. Eine wo möglich noch größere Verirrung des deut- schen Geschmacks war die etwas später beliebte Schellentra- Fürsten, Herren und Knechte, Männer und Frauen trugen Gü- Halsbänder, Wehgeheul, Brust- und Armbretten mit klingenden Schellen, bezingen sich damit von oben bis unten; bis end- dieser ohrenzerreißende Aufputz ausschließlich den Hof- Schalksnarren verblieb.

Nachdem dann während des 15. und 16. Jahrhunderts die Niederlande, Italien und Spanien die Moden dictiren, fällt Herrschaft um die Zeit des dreißigjährigen Krieges wieder Deutschland zu; und diesmal zeigt es bei weitem mehr Geschmack. Es bildet die freie, ungebundene, malerische Tracht heraus, die heute die wahre Freude der Costümmaler, die historische Garderobe der Künstlerfeste ist. Die dicke, steife Halskrause der Männer verschwindet, und das Haar fällt in Locken auf den erst gestieften, schlaffen Spitzentragen. Wamms und Beinkleid werfen die Wul- und Puffen ab, werden an Armen und Beinen der Länge hin aufgeschritten und mit Seide, feiner Leinwand und Sp bauschig unterlegt. Auf dem Kopfe sitzt ein schlaffer Filzhut, welchem oft ellenlange Federn auf den Rücken herabwallen. zierlichen spanischen Schuhe werden mit schweren, spou- ktrirenden Stulpenstiefeln vertauscht. Und die Frauen kehren im Wechsel nicht zurück. Sie legen Puffen und Reifrock ab zeigen große Neigung zur Schleppe; auch sie befreien Hals- Nacken von der unschönen Hülle, und statt der aufgebunden- hohen Frisuren fallen die Haare gleichfalls in mit Federn Diademen geschmückten Locken herab. — Auf diese echt deut- Mode haben wir wirklich alle Ursache stolz zu sein, und sie- vielleicht die kleidsamste und am meisten ästhetische Tracht, wo die Neuzeit hervorgebracht hat.

Erst unter Ludwig XIV. beginnt, wie schon gesagt, das giment der französischen Mode und es war allerdings bis ca. 1720 für das ganze civilisirte Europa ein unumschränktes. Hof von Versailles wird das Vorbild für alle europäischen Für- Wie durch seine Politik, so herricht Frankreich auch durch Will- der französischen Staatsperücke. In dieser Periode steht Deut- land wirklich ganz und gar unter französischem Einfluß, was unserer damaligen politischen Ohnmacht, bei dem Mangel e- deutschen Kunst und deutschen Literatur kaum verwundern de- Monsieur und Madame „Alamode“ geben unsere Männer

Frauen Geſetze, und das „alamodiſche“ Unweſen iſt der Stolz und die Luſt des Deutſchen.

Über mit dem Tode des „großen“ Königs lockert ſich ſchon die Herrſchaft der franzöſiſchen Mode. Der preußiſche Popp und das italieniſche Rococo verbinden ſich mit einander zu einem kleinen häßlichen, gezierten, ſteifen, unnatürlichen und capricioſen Geſchmack, der ebenſowenig franzöſiſch wie etwas Anderes iſt. Das in idylliſcher Spielerei befangene, mit raſchen Schritten ſeinem Verfall entgegengehende Frankreich kann Nichts mehr, als eine zweite Auflage des ſpaniſchen Reifrockes veranſtalten, bis dann mit der großen Revolution alle Moden zusammenzubrechen können.

Auch abgeſehen vom preußiſchen Popp zeigt Deutſchland in dieſer Periode ſchon eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit; jedenfalls befreit es ſich mehr und mehr von dem franzöſiſchen Geſchmack und läßt andere Vorbilder auf ſich einwirken. Der Cylinder, eigentlich weiter Nichts, als der Puritaner- und Quäkerhut, kam zu uns aus dem im Freiheitskampfe begriffenen Nordamerika, und mit ihm der allmählig zum Tract verſchnittene einfache ſchwarze Rod. Von England entnahmen wir mit der empfindſamen Literatur die ſogenannte Werthertracht, den blauen Tract mit gelber Weſte, gelben Beinkleidern und hohen Stulpstiefeln, welche, nebenbei erwähnt, heute ſchon zur Bauerntracht herabgeſunken iſt. Die deutſchen Frauen entledigten ſich der Schnürbruſt und des Reifrockes, der hohen Friſuren und der hohen Stiefelſchuhe und ſchwärmten ſelbſt für die Antike. Schon vorher hatte der deutſche Geiſt den franzöſiſchen in gewiſſer Hinſicht überflügelt: er ſchuf der Mode eine eigene Literatur. Die erſten Modenzeiſungen erſchienen nicht in Frankreich, ſondern in Deutſchland: zu Erfurt, Wien und Frankfurt a/M. Erſt hinterher wurde das Pariſer Wochenblatt „Album des salons, ou Revue des modes et Galerie des moeurs“ gegründet. Daneben errichtete die Mode auch in Deutſchland ſelbſtſtändige Gerichtshöfe. Schon im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts gab es Frankfurter und Leipziger, Wiener und Berliner Moden, die den Pariſer Moden eine ſehr wirkſame Konkurrenz machten.

Seit der Revolution von 1789, wo die franzöſiſchen Moden völliſch ausblühten, hat Frankreich das angegebene Terrain nie wieder völlig zurückerobert können, hat ſein ehemaliger Nimbus in Sachen des Geſchmacks eine immer ſtärkere Einbuße erlitten. Nur noch dann und wann fanden ſeitdem Pariſer Moden bei uns Aufnahme, aber, allein ausgenommen die Crinoline, nie mehr ungeheilte einmüthige Aufnahme und ſelten konnten ſie ſich auf längere Dauer behaupten. Wir erinnern z. B. an den ſtruwelpeterartigen Tituskopf, an die hembartige Tunica, welche in Deutſchland nur von vereinzelten Kreiſen nachgeahmt wurden und ſchnell wieder verſchwanden. Frankreich hatte ſortan das Vermögen zu eigenen Modeſchöpfungen verloren — und vielleicht hat es dieſes Vermögen nie beſeſſen. Es iſt immer ſtärker im „Ar-rangement“, als in der eigentlichen Erfindung geweſen; faſt alle ſogenannten franzöſiſchen Moden ſind der Fremde entlehnt und in Frankreich nur verarbeitete, verbeſserte und neu aufgelegt worden, worin die Franzoſen allerdings ein unleugbares Geſchick beſißen. Wie einſt das alte Rom, ſo beſchränkte ſich auch jetzt das neueſte Frankreich auf das Sichten, Auswählen und Zusammenwürfeln der Moden. Schon unter Louis Philipp erſchienen Kinder und Damen im chineſiſchen, türkiſchen, ungarischen, ſpaniſchen und hochſchottischen Coſtüm, und aus der allerjüngſten Zeit datiren bekanntlich die rothbläuigen Garibaldianerinnen, die weißlichen Turcoſ und Zuaven, die allen Schichten der Pariſer Geſellſchaft angehören.

Eine originelle Mode, eine wirklich nationale Tracht hat in der Neuzeit weder Frankreich noch irgend ein anderes Volk hervorzubringen vermocht. Jeder derartige Verſuch iſt ſtets kläglich geſcheitert oder hat ſich als eine bloße Copie erwieſen. So z. B. die altdeutſche Tracht des Turnvater's Jahn und ſeiner Jünger und der gleichzeitig herumſchwärmenden Tüſcheln und Burgfräulein, welche, wie Joſeph Scherr in ſeiner ſchönen Schrift über die „überreizen Deutſchthümeln, der chriſtlich-germaniſchen Dümmelei, Frümmelei und Kümmelei, einer über alle Maßen lächerlichen Mittelalterſucht“ entſprangen.

Dank dem leichten und innigen Verkehre, in welchem heute die Völker mit einander ſtehen; Dank den Weltausſtellungen, wo ſich alle Nationen der Erde begegnen; Dank der freien Bewegung, in der ſich heute jede Neigung und Individualität ergehen darf — herrſchen in unſerer Zeit zahlloſe Moden nebeneinander. „Nicht mehr dicirt Paris die Geſetze der Mode,“ ſagt Rudolf Schulte in ſeinem Büchlein: „Die Modenarbeiten“, „ſondern gerade Paris lehrt ſich von allen ſolchen Geſetzen zu emancipiren. Es gibt faſt nichts Unerlaubtes mehr, die Phantafie jedes Einzelnen wird die Norm. Niemand kann behaupten: Dies oder Jenes iſt Mode, und Anderes iſt nicht Mode — nein, faſt Alles iſt Mode, was man tragen will, mag es noch ſo einfach oder ſo extravagant ſein; dem ſubjectiven Geſchmack und der Phantafie iſt ein unermeßlich weites Feld eingeräumt. Die Weltſchöne von heute muß ſelber zuſehen, daß ſie ſich ſo zu kleiden verſteht, wie es für ihre Geſtalt, ihr Geſicht, ihren Teint — vom Alter iſt anſtandshalber natürlich nie die Rede — am paſſendſten und vorthheilhaftſten iſt. Sie kann die Mode nach eigenem Gutdünken variiren, ſie kann ſich etwas ganz Neues erfinden oder eine ganz alte Mode hervorſuchen und dieſe mit einigen neuen Zügen herausputzen, in allen dieſen Fällen wird ſie völliſch modern und elegant erſcheinen. Sie darf endlich nicht nur eine Verſchmelzung aller möglichen Damentrachten vornehmen, ſondern ſie mag ſich ſogar noch beliebige Stücke der Herren-garderobe aneignen.“

Welche wunderlichen Sprünge, welche gewaltſame Verkehrung ſich die heutige Mode erlaubt, davon berichtet wohl das ergöglichſte Beiſpiel der verdienstvolle Cultuſthiſtoriker Jakob Falke in einem zu Wien „Ueber deutſche Volkstrachten“ gehaltenen Vortrage. „Im bairiſchen Gebirge,“ ſo erzählt er, „geht's des Sonntags bunt her. Da ſitzen die Herren Räte aus München in der grauen Zuppe, mit dem grauen Hut und dem Gensbart drauf beim Bier, am nächſten Tiſch aber haben die Herren Bauern im Tract und Cylinder Platz genommen. Und das wäre denn die jüngſte Volkstracht.“

Wenn trotzdem gewiſſe Leute ſteif und feſt glauben, die Mode verſchüre nach wie vor zu Paris, ſo haben ſie vom wahren Weſen der Mode eben keinen Begriff, haben ſie für die heute an jedem Orte ſo zahlreich und ſo verſchiedenartig auftretenden und einander oft ſehr widerſprechenden Moden kein Auge. Berlin und Wien, London und Petersburg ſind in Sachen der Mode heute eben ſo ſelbſtſtändig und unabhängig wie Paris; oder auch, wenn man will, eben ſo ſelbſtſtändig und abhängig; denn zwiſchen allen Hauptſtädten Europas findet ein ununterbrochener Wechſelverkehr, ein gegenſeitiges Neſmen und Geben ſtatt, und Paris

richtet ſich ebenſo gut und ebenſo viel nach Wien und Berlin, entlehnt ebenſo häufig Berliner und Wiener Moden, wie man in Deutſchland wieder Pariſer Moden verarbeitet. Mit einem Worte: die Moden haben ihr nationales Gepräge mehr und mehr aufgegeben und eine internationale Phyſiognomie angenommen. Die ganze europäiſche Geſellſchaft hat eigentlich nur noch Eine Tracht; und eine Pariſerin kleidet ſich, bei Lichte beſehen, um Nichts anders, als eine Berlinerin oder Wienerin.

Eine Emancipation von der franzöſiſchen Modenherrſchaft, wie jene eifernden Herren und Damen verlangen, iſt alſo unnöthig und auch unausführbar, weil es keine eigentlich franzöſiſchen Moden mehr gibt. Die einzelnen Vorwürfe, welche man gegen die heutigen Moden richtet, gedenken wir in einem zweiten Artikel abzuhandeln und daneben auch zu unterſuchen, ob denn Mode und Luxus überhaupt ſchädliche und ſchändliche Dinge ſind.

[2690]

Befiederte und unbefiederte Hausthiere.

Von Karl Müller.

III. Die Schwarzamſel nebst ihrer Schwester Singdrossel.

Die jungen Amſeln werden am beſten halb flügge mit dem Neſte genommen und auf gleiche Weiſe wie die jungen Singdrosseln beſiedelt. Von Natur rauhere und mit mannigfaltigerer Nahrung, als die Drosseln ſich nährenden Vögel, ſind ſie auch leichter, als dieſe aufzuziehen. Dennoch möchte ich kein anderes Futter für ſie empfehlen, als Semmel und Ameiſenpuppen, beſeuchet mit Milch. Sobald die Kleinen in einem engeren Behälter nicht mehr bleiben mögen und, aufgedeckt, auf den Rand des Kaſtens ſpringen, die Flügel heben und im Wirbel ſchwingen, um alſodann einen Flug in die Stube hinein zu unternehmen, ſind ſie von einander zu trennen und durch künstliche Erzeugung neuer Federn mittelſt Anzupfens der alten an einigen Stellen des Halses und der Bruſt ihrem Geſchlechte nach zu prüfen. Dunkelere Gefieder zeichnet die Männchen vor den Weibchen aus, allein es gibt auch hellere Männchen, welche ſich durch kein Merkmal als ſolche herausfinden laſſen, dunklere Weibchen, die den voreilig Wählenden trügen, und darum iſt das erwähnte Mittel zur vollkommenen Sicherheit als unerläßliche Bedingung zu empfehlen. Nach zwei Wochen ſind bereits die neuen Fächchen zum Theil ſo weit aus den Kielen hervorgeſproßt, daß man an der helleren oder dunkleren Färbung derſelben das Geſchlecht des Vogels erkennen kann. Uebrigens färbt ſich die neue Feder erſt nach und nach entſchiedener, ſo daß es anzurathen iſt, die Wahl bis zu einem Zeitpunkt zu verſchieben, der über jeden Zweifel erhebt. Hat man nun mit völliger Sicherheit ein Männchen ausgewählt, ſo weiſt man ihm an einem abgeſchiedenen Orte, wo weder Menſchen noch Thiere ſeine Aufmerkſamkeit zerſtreuen, ſeinen Platz an. Der Standpunkt darf nicht zu hell, alſo nicht zu nahe an dem Fenſter ſein. Förderlich iſt ein leichter Dämmer in der Stube. Ich will hiermit nicht ſagen, daß unter ſolchen Umſtänden allein die junge Amſel mit Erfolg gelehrt werden kann, ſondern ich gebe dieſe Behandlung nur als die unſtreitig zweckmäßigſte an. Der Beſitzer und Lehrer des Vogels pfeift ihm von vornherein das ganze Liedchen, das jedoch in einer nicht zu langen, einfachen Melodie beſtehen muß, von A bis Z vor, ohne innezuhalten, abzuziehen oder theilweiſe zu wiederholen. Mit dem Geſicht tritt er dicht vor das Gitter, ſo daß die Amſel durch ſeine Erſcheinung ganz und gar gefeſſelt iſt. Sechs, acht, auch zehn Mal wiederholt er das Lied aus voller Bruſt, fühlt er jedoch eine gewiſſe Trockenheit der Lippen, welche das Pfeifen erſchwert und den Ton benachtheiligt, ſo wartet er lieber eine günſtigere Stunde ab, als daß er unrein vorpfeife. Zu jeder Tageszeit darf gelehrt werden, nur muß man ſich hüten, den Vogel zu ermüden. Je behaglicher und zum Anhören geneigter er ſich zeigt, deſto leichter faßt ſein Gedächtniß auf. Für die Amſel iſt es nicht gut, wenn hinter dem Liede her noch ein Triller oder ein kurzer Nachpiff ſonſtiger Art folgt, denn ihre Neigung läßt ſie ſolche abgebrochene, auffallend hervortretende Weiſen mit großem Eifer aufnehmen, und ihr gespanntes Merken auf das Lied wendet ſich ab. Anders iſt es, wenn einmal das Lied ganz in ihre Gewalt gekommen, dann läßt ſie noch ein An- oder Nachpiff oder auch beides anbringen, und die Amſel iſt ſelbſt noch im zweiten Jahre fähig, derartiges zu lernen. Morgens und Abends, ſelbſt noch bei Nacht und in der Nacht habe ich meinen jungen Amſeln vorgepfeifen und dadurch guten Erfolg gehabt. In der erſten Zeit ſcheint es, als nähme die Amſel von dem Liede gar Nichts an. Sie beginnt mit dem bei allen Männchen wahrzunehmenden Gezwitſcher, welches ſpäter durch einzelne laute Töne unterbrochen wird. Ohne Rückſicht hierauf pfeift man immer in der angegebenen Weiſe fort, und bald wird ſich herausſtellen, daß das leiſe Gezwitſchern des Vogels mehr und mehr zu einer beſtimmten Form ſich geſtalte, man erkennt den Anfang des Liedes oder eine andere Strophe deſſelben, welche mitunter grell ausgeſprochen und unmittelbar darauf mit einem wilden, wirren Durcheinander begleitet wird. Je mehr ſich die Nächte kitzeln, und die Tage zunehmen, deſto lauter wird der Vortrag und deſto mehr rundet er ſich ab. Die Amſel ſingt die Hälfte, zwei Drittel der Melodie, aber immer noch ſchwach ſie daneben Allerlei, was die jungen Wildlinge draußen auch hören laſſen. Endlich pfeift ſie die ganze Melodie, aber noch nicht vollkommen, das heißt, ſie pfeift die Strophen zerſtreut mitten im Gezwitſchern zu Ende. Unbeirrt pfeife der Lehrmeiſter fleißig die Melodie nie anders, als ganz in einem Zuge. Der Geſangstrieb, welcher im Frühling einen ſprechenderen Ausdruck verlangt, vereinfacht und kürzt das Gezwitſchern nach und nach, ſo daß das Lied ſich deutlicher, klarer, zuſammenhängender und lauter heraushebt. Noch kurze Zeit alſodann — und der Lehrer ſieht ſich am Ziele ſeiner Bemühungen: die Amſel pfeift mit voller Stimmkraft das Lied in einem Zuge bis zu Ende. Ich rede hier jedoch nur von beſonders begabten Exemplaren, denn es gibt nicht wenige, welche faſt Nichts lernen, viele ſogar, welche nur Theile eines Liedes lernen und dieſelbe noch verderben durch eigenthümliche Töne, welche durch keinerlei Verſorgung zu verhindern ſind. Hat man aber eine Amſel zum exacten, lauten und fleißigen Vortrag eines Liedes gebracht, ſo iſt es ſtammeswerth, mit welcher Fülle des Tons und welcher Treue der Wiedergabe ſie ihre Aufgabe löſt.

Ausgezeichnete Eigenſchaften beſitzt auch die Amſel als Wildfang im Hauſe. Zu zähmen iſt ſie zwar im eigentlichen Sinne des Wortes nicht und ſtets wird ſie das ſcheue, mißtrauiſche Weſen, welches ſie in der Freiheit verräth, auch in dem Käfig größtentheils behalten, allein während z. B. die Singdrossel als Wildfang

bei Annäherung eines Menſchen ſtürmiſch hin und her eilt, ſchreit und flattert, drückt ſie die Schwarzamſel ſtill und regungslos an ein Pläſcher nieder oder verharrt in vorgebeugter Stellung, in der ſie eben die Erſcheinung wahrgenommen, unverwandt, bis dieſelbe wieder verſchwunden iſt. Dann ſpringt ſie allerdings, wenn ſie noch nicht lange Zeit im Käfig ſich befindet, unruhig auf und ab und flattert auch gegen das Gitter, aber ſie ſißt bald wieder ſtill und benimmt ſich überhaupt in der Gefangenſchaft beſonnener, als die Singdrossel. Auch ſchon ſie ihr Gefieder beſonnener, als dieſe und hält ihre Füße, obgleich ſie auf dem Boden des Käfigs viel verweilt, ſehr rein. Der ſchwarze Vogel mit dem citronengelben Schnabel iſt zugleich eine Fierde für die Vogelſtube; ſein langer Schwanz bildet, im Affect des Vogels gehoben, einen vollen, breiten Fächer, und die Geſtalt der Amſel iſt recht ſtattlich. Vor dem Fenſter beträgt ſie die gefangene alte Amſel viel unruhiger, als unter Dach, auch ſingt ſie dort weniger fleißig. Im zweiten Jahre ihres Gefangenlebens und ſpäter ſingt ſie jedoch auch an der friſchen Luft eifrig. Manche Amſeln tragen ihren Geſang mit beſonderer Zornigkeit und mit Variationen vor und je geſchickter ſie hierin ſind, für deſto werthvoller hält man ſie. Dadurch wird dem Amſelliede das Eintönige und Ermüdende benommen. Im Feuer der Leidenschaft wird die elegiſche Empfindungen in der Menſchenbruſt bewirkende Weiſe mehrmals wiederholt und in einem Zuge fortgeführt, und am Ende hängen viele Sänger einen Triller an oder eine tiefe Gurgelſtrophe. Von beſonderer Wirkung iſt das Lied der Amſel, wenn es den Drosselſchlag als ſanft ſtörende Weiſe durchtönt. Im friſhen Lenz, wann draußen vor dem Hauſe höchſtens ein Edelſtink ſeinen Schlag einübt, ſingt manche Amſel ſchon trotz der rauhen Luft laut vor dem Fenſter ihres Pflegers. Sie ver trägt während des ganzen Winters die Kälte des Hauſes, frißt aber in ſaltem Raum mehr, als in erwärmtem. Die Ausdauer einer Amſel iſt bei guter Behandlung ganz außerordentlich, und keineswegs macht ſie erhebliche Ansprüche in Bezug auf Wahl des Futters. Geriebene Weizen, mit Semmel vermengt, zuweilen eine Beigabe von zerhacktem gekochten oder gebratenem Fleiſch reicht als Winterfutter vollkommen hin, im Sommer thut man dagegen wohl, wenn man ihr friſche Ameiſenpuppen reich.

Herrlicher noch und reichhaltiger, als der Amſelgeſang, iſt der Singdrosselſchlag. Der Beſitz eines wildgefangenen vorzüglichen Schlägers dürfte nach meiner Erfahrung das Lohnendſte ſein, was ein Freund des urwüchſigen Vogelgeſangs ſich nur wünſchen kann. Es fällt aber ſchwer, die Singdrossel an die Gefangenſchaft zu gewöhnen, wenn man nicht die Regeln befolgt, welche ich bei Behandlung der Nachtigall angegeben habe; iſt ſie jedoch eingewöhnt, dann bedarf ſie keines beſſeren Futters, als ihre ſchwarze Schwester. Die ſingende Drossel wird bald für das Zimmer und ſogar den Hauſſturz zu laut. Daher bringt man vor dem Fenſter ein Geſtell an, auf welchem man den Käfig gut befeſtigt, damit der Sturm ihn nicht hinabwerfe. Die Einrichtung iſt ſo zu treffen, daß man Futter und Waſſer zu reichen vermag, ohne von dem Einwohner geſehen zu werden. Vor dem Käfig wird ein Schutzgitter angebracht, denn die Größe ſichert die Drossel keineswegs vor dem Angriff der Eulen. Ein guter Wildfang ſingt zu jeder Tageszeit, vorzüglich eifrig Morgens und gegen Abend. Gerade Abends, bevor die Dämmerung eintritt, oder gar während derſelben entwickelt die Drossel den ganzen Reichthum ihrer Töne. Schnell und feurig folgt Ruf auf Ruf, Strophe auf Strophe, und dazwiſchen werden die ſonſt eingehaltenen Pauſen durch verbindendes Gezwitſchern und Balzen ausgefüllt, welches ſich durch ſeine reine Helle vor dem Gezwitſcher anderer Sänger ſehr vortheilhaft auszeichnet. Es iſt, als wolle der Sänger noch all ſeine Kunſt und Kraft aufbieten, um ſeinen Vortrag glanzvoll zu beſchließen.

Der Federwechſel macht dem Geſang der Singdrossel, welcher bei hervorragenden Exemplaren bis in die Mitte oder bis Schluß des Juli währt, ein Ende und dauert im Ganzen gewöhnlich fünf bis ſechs Wochen. Die Witterung hat auf Dauer und Energie des Federwechſels unverkennbaren Einfluß. Feuchte Sommer fördern, ſehr heiße und trockne erſchweren denſelben. Im September beginnt man mit dem Winterfutter. Viele Drosseln ſingen den Herbst hindurch leiſe. Im Januar oder Februar beginnen ſie von neuem und werden von Zeit zu Zeit merklich lauter. Im März ruſen ſie ſchon in den erſten Frühstunden und auch ſpäter am Tage, wenn Geräusch ſie anregt, laut. Zu Anfang des Aprils verſetzt man den Käfig vor das Fenſter, und die Drossel wird lauter und lauter ihre Stimme erheben. Hier gewöhnt ſie ſich bald an das bunte Treiben unter ihr im Hof, im Garten oder auf der Straße. Doch erfordert es ihre Wildheit, daß man ihr wenigſtens am zweiten Stockwerk einen Platz einräumt. Zählungsverſuche künſtlicher Art habe ich ſtets verſeheit. Die Drossel ſcheint am wenigſten dieſenigen Hausgenoſſen, welche ſich am ſeltenſten oder gar nicht mit ihr beſchäftigen; ſie will eben in Ruhe geſaſſen ſein, und wer glaubt, ihr vertrauter Freund werden zu können, wenn er ſie vor ihrem Käfig ſtarr anſieht oder ihr auch freundlich zuſchnalzt, der wird ſie nur zu einem doppelt mißtrauiſchen Thier machen, welches unruhig hin- und herſpringt, flattert, mit dem Schwanz ſchnell, mit den Flügeln zuckt und angstvolle Töne, wie beim Neſte der bebrohten Jungen, ausſtößt. Mit den Jahren läßt übrigens auch bei anfänglich unbändig ſcheuen Wildlingen das ungerberdige Weſen und Verhalten im Käfige nach. Die Gewohnheit zähmt mehr, als die Kunſt. Nun wird die Drossel erſt wahrhaft liebenswürdig, wiewohl in den meiſten Fällen nie im wahren Sinne des Wortes zahm. Zu beſondere zeigt ſie ſich bei Kerzenlicht nicht mehr ſo unruhig und ſtrebt nicht mehr flatternd nach der Decke. Mehrjährige Gefangene beſſern ſich weſentlich im Geſang, das heißt, ſie ſingen fleißiger, anhaltender und feurriger. Indeſſen gibt es Drosseln, welche ſchon im erſten Frühling und Sommer ihrer Gefangenſchaft ſo annehmend thätig ſind, daß eine Steigerung ihrer Anſtrengungen im Laufe des Jahres gar nicht möglich iſt. Raſlos ſingen ſie von Morgens bis Abends und gönnen ſich nur wenige Pauſen der Ruhe. Solche Vögel werden in Folge ihrer Anſtrengungen zuweilen von Heiſerkeit befallen, und dieſe kann einen ſo gefährlichen Charakter annehmen, daß der Tod nicht mehr abzuwenden iſt. Alle anzuwendenden Mittel, in Waſſer aufgelöſter Candiszucker, ſüßes Mandelöl und dergleichen mehr bleiben erfolglos. Rührend iſt es anzuhören, wenn der kranke Vogel im unnatürlich erſcheinenden Drang zum Singen die heiferen Töne noch bis zu den letzten Stunden ſeines Lebens mühsam herauspreßt. Die feurrigen, unermüdeten Sänger darf man in Rückſicht hierauf nicht zu gut füttern, um ſie nicht zu überreizen. Auch hier zeigt ſich wieder der Nachtheil der kleinen Käfige, in denen ſich die Vögel nicht frei genug bewegen können und weit eher Krankheiten unterworfen ſind, als in geräumigen.

Fern vom Krieg.

Früh am Tage gingen Henry und ich nach Manorhouse. Der Weg dahin führte uns durch herrliche Baumgruppen, an denen England so reich ist, den von Honigseim umrankten Hecken entlang. Kein Wunder, daß Honigseim die Lieblingsnahrung der Bienen ist. Wie sein Geruch die Luft mit süßem Duft erfüllt! Auch die durch das Gebüsch neugierig blickenden Kühe erfreuen sich seiner mit Lust, wie es ihr Brummen deutlich verkündet. Aber Baumgruppen, Hecken und Honigseim sind nicht die einzigen Reize des Weges; da sind die lieben, schönen Wiesen mit den unzähligen Gräsern und Blumen, darunter die blauen und weißen Hyazinthen, von den Engländern blaue Glocken genannt, wohl weil sie dem Hasen und den anderen von Kräutern sich nährenden Thieren läuten sollen, die Ernte zu beginnen. Dazu das wonnige Singen über uns. An der Mühle vorbei, wo lustig die Räder klappern, kommen wir nach Manorhouse. Wo aber ist das Schloß, wo sind die Häuser der Männen? Wir sehen Nichts, als Rosenbüsche vor uns, aus deren Mitte Rauch steigt. Er kündigt die Nähe des Hauses. Wer ist jener bellende Dackmäuser, der den Schwanz einknist und sich mit dem Wellen gern Muth einflößen möchte?

„Sei mir willkommen, Anna, und auch Du, Henry,“ ruft uns ein Mädchen freundlich entgegen, welches der Hund mit seinem Bellen gelockt, die Besucher zu empfangen. „Wir haben Euch längst erwartet, damit Du, Henry, der Anna die Farm zeigst. Laßt uns zur Großmutter gehen, daß auch sie Euch begrüße.“ Durch die hinter Rosen versteckte Thür treten wir in das Wohnzimmer; Fanny vergaß nicht, vorher mir eine Rose in den Gürtel zu stecken. „Et, Anna, Du siehst ja lustig aus mit dem weißen Hut und den Kirichen darauf; die Vögel werden Dich beneiden,“ bewillkommnete uns die vierundachtzigjährige Großmutter. Außer den Runzeln im Gesicht und der großen Brille verräth ihr Aussehen keine Spuren des Alters, sie blickt mir so frei, fröhlich und sanft ins Auge, die Hand reicht sie mir mit kräftigem Drucke. Das weiße Haar ist unter der großen weißen Mütze versteckt, ein eben solches Tuch bedeckt den oberen Theil des schwarzen Kleides. Wir alle schaaren uns um sie in der großen Nische des Kamins, in welchem kein Feuer brennt, sondern schöne, blühende Sträucher liegen, das Zimmer mit süßem Geruche erfüllend.

Die Großmutter, die Töchter und Henry sprechen über den Ausfall der Ernte; von den Freunden, welche sie am letzten Sonntag in der Versammlung vernünftigen; über das Staatskirchengebäude, welches von jener Gemeinde neben dem Quäkerhaus — zum Hohn ihrer Secte, meint die Großmutter — erbaut werden soll.

„Laß mich Dich meiner Freundin Pegotty vorstellen,“ wendet sich Fanny freundlich zu mir, „wir wollen den Schimmel anschnurren und nach den Felsgruppen fahren, wo wir die Dünen sehen können.“

Von der Schwelle des Hauses treten wir auf den herrlich gepflegten Grasplatz, in dessen Mitte die schönsten Geranien in wohlgeordneten Beeten prangen. Wie das Pferd den Kopf umwendet, sobald ihm die junge Herrin naht, wie es ihr willig folgt und sich vom Knechte das Geschirr umlegen läßt! Der erzählt ihr während der Arbeit von den Kindern und fragt: „Ist die Fremde auch eine von unsern Freunden? Wenn nicht, so mache sie, Fanny, zu einem Gliede unserer Gemeinschaft.“

Die Tochter des Hauses Johanna, Fanny, Henry und ich bestiegen den leichten Korbwagen, welcher, von Pegotty gezogen und Henry gelenkt, auf dem gut geebneten Wege schnell dahinrollt. An Wiesen vorbei, unter Buchen und hohen mächtigen Eichen entlang fahren wir fröhlich bis an den Fuß des Hügel; oft ward die Fahrt unterbrochen, denn am Wege standen Blumen und Beeren, welche uns reizten, sie zu pflücken und zu essen. Bei der Anhöhe stiegen wir aus, damit das Pferd nicht durch das Steigen ermüde. Henry ging mit Johanna der Tochter voraus, Fanny und ich folgten. „O Anna, ich liebe unsere Hecken; wie die Blumen sie stets in so schöne Farben kleiden! Die herrlichen Rosen jetzt, dann wieder die rothen Blüten der Stechpalme, dahinter meine vierfüßigen Freunde! Ist es nicht das Bild des Friedens, welches Dir entgegenlacht, hier in meiner meerumsplülten Heimath? Und so ist auch Friede in uns, in unserer ganzen Gemeinde; überall, wo wir Quäker wissen, wohnen uns Brüder und Freunde, überall, wo einer aus unserer Gemeinde der Hilfe bedarf, lassen wir sie ihm mit Liebe angedeihen.“

Unter solchem Gespräch erreichten wir die Höhe des Berges, dort schrieben wir Alle unsere Namen in das ausliegende Fremdenbuch. Aus dem Hause des Förtners gingen wir dann, noch unermüdet, über den moosbewachsenen Fußweg, durch den Nadelwald. Nicht Fels an Fels standen die mächtigen Blöcke wie eine zusammenhängende Kette, sondern hier und dort, zerstreut von einander aufgeschichtet. Auf einem moosbewachsenen Fels lagerten wir. „Gebt mir Wasser, mich dürstet,“ sprach Henry, indem er sich auf die Hand stützte. „Sei Moses und versuche, ob Du eben solch Wunder dem Fels entlockst,“ antwortete ihm Fanny. „Ich hör' es rieseln, dort unten, wo vorhin die Kühe sich labten.“ Wir beschloßen, das Wasser zu suchen. In der Schlucht, unter Sträuchern versteckt, fanden wir die uns erfrischende Labung. Der im Osten aufsteigende Mond mahnte zur Heimkehr. Herrlich wie die Hinfahrt war auch die Rückfahrt, wenn sie auch von bläuerem Lichte beschienen wurde. Wieder begrüßte uns freundlich die Großmutter, als wir das Haus erreicht; um sie hatten sich die Söhne geschaart, welche aus der Hauptstadt und vom Felde gekommen, um am Sonntag in der Versammlung zu sein. Um den Kamin sammelten wir uns von neuem, und die Söhne fragten mich nach der entfernten Heimath. Die Mägde kamen, boten ein Lebewohl zur Nachtruhe und nannten Fiebermann bei seinem Taufnamen, ebenso thaten es die Großmutter und die Anderen. „Das ist Sitei bei den Quäkern,“ erklärte mir Fanny, als ich sie darum befragte, „sie grüßen sich mit ihren Taufnamen, wenn sie sich zur Ruhe begeben.“

„Komm, Anna,“ wedte mich Fanny am folgenden Tage, „wir wollen nach der Scheune gehen und die Wanderer besuchen, denen die Großmutter das Lager bereiten ließ am vorigen Abend; Frühstück wollen wir ihnen bringen und Nahrung für die folgenden Tage.“ Nachdem wir uns an der Thür mit Rosen geschmückt und die Fremden besorgt, gingen wir zur Familie zurück, um die sich in dem geräumigen Wohnzimmer die Mägde versammelt hatten, den Tag mit Gebet zu beginnen. Still saßen sie, nachdem das Capitel aus der Bibel beendet, bis die Großmutter, vom Geiste bewegt, mit zitternder Stimme begann: „Herr, der Du bei allen Menschen bist, sei auch bei meinen

Kindern, laß Deine Liebe mit ihnen sein und schütze sie vor dem Bösen; leite ihre Handlungen und laß sie sich stets als wahre Freunde begegnen. Sei mit ihnen, o Herr!“

Nach dem Gebet begaben Fanny und ich uns in den Garten, um Erdbeeren zu pflücken zur Erquickung der Freunde, wenn sie mit uns heimkehrten aus der Versammlung. Darauf fuhren wir mit der Großmutter und den Töchtern nach dem Quäkerhaus. Still unter Kastanienbäumen lagen die Gräber, mit nichts Anderem geschmückt, als mit den herabgefallenen rothweißen Blüten. Wir traten in das niedrige Zimmer. Bänke aus rohem Holz boten uns Platz. Nichts zierte die Wände, als die hereinstrahlende Sonne, welche darauf die Blätter der Bäume draußen in Schattenriffen malte. Musik machten Vögel und summende Bienen. So saßen wir in der Versammlung länger, als eine Stunde, in tiefes Nachdenken versunken, als die Großmutter, noch einmal vom Geiste bewegt, sich wieder erhob und sprach: „Lieben Freunde und Brüder, beehrt Euch, Niemand weiß wie nahe uns die letzte Stunde, in der wir erscheinen sollen vor dem himmlischen Vater, liebet Euch unter einander und folget in Euxem Denken Christus nach. — Es ist etwas Großes und Schönes in unserer Gemeinde, es ist der Grundsatz der Freundschaft und des Friedens, ein geht aus dem Andern hervor; wenn wir einander treu und in Liebe ergeben, so bleiben wir einander auch in Frieden verbunden!“ Mit diesen Worten war die Versammlung geschlossen, denn Niemand mehr wurde vom Geiste bewegt.

[2692]

A.

Erfindungen.

Erfindungen pflügen nicht plötzlich gemacht zu werden, dieser und jene kluge Kopf hat gewöhnlich ihnen längst vorgearbeitet, ohne sein Bemühen belohnt zu sehen. Er hatte die Idee, ein Anderer führt sie praktisch aus, und der letztere allein gilt der Welt als Erfinder.

Zur Zeit des englischen Karl's II. erschien ein merkwürdiges Buch von dem Marquis von Worcester: „Ein hundred Erfindungen.“

Er beschreibt darin gerade ein hundred projectirter Erfindungen, Erfindungen, die seitdem fast alle ins Leben getreten sind: Schiffe, die allen Sprenggeschossen trocken, Boote, die gegen Wind und Fluth Stand halten, eine Kanone, die in einer Minute sechsmal geladen werden kann, sowie eine Pistole, welche mit einer Ladung zwölf Mal Feuer gibt; eine Lampe, welche zu einer bestimmten Stunde sich selbst entzündet; eine Rechenmaschine; chemische Tinten zu Geheimschriften; Geschosse, um Schiffe in den Grund zu bohren; ein Schmaß; Flugmaschinen u. s. w. u. s. w.

Die Photographie ist in ihren Elementen auch nicht so modern, als man gewöhnlich denkt. Denn vor fast hundert Jahren schon war es bekannt, daß gewisse chemische Stoffe schwarz oder wenigstens fleckig werden, wenn sie dem Lichte ausgesetzt sind; Scheele und Ritter machten diese Entdeckung, ersterer an Chlor Silber, der andere an Silberjod (Höllenstein), und auf Grund dieser Thatsache erhielten Sir Humphrey Davy, Dr. Wollaston und Mr. Wedgwood Lichtbilder. Sie nahmen im Jahre 1802 irgend eine ausgeführte Zeichnung und brachten sie in die Camera obscura, deren Linse das Licht auffing und concentrirte. Die Rückseite der Zeichnung war mit einem Papier bedeckt, das mit einer Silberjodlösung getränkt worden war. Nach Maßgabe von Licht und Schatten auf der Zeichnung schwärzten sich mehr oder minder die entsprechenden Stellen des geätzten Papiers, so zwar, daß ein umgekehrtes (negatives) Bild der Zeichnung entstand. Auf diese Weise wurden Photographien — wie man jetzt sagen müßte — gewonnen von Mustern, Figuren, Pflanzen, Insecten u. s. w.

Zuletzt aber gab man die Versuche auf und dachte an die ganze Sache nicht mehr, denn man hatte noch kein Mittel, die gewonnenen Abbildungen zu fixiren. Die Photographien wurden gleichmäßig schwarz, bis keine Spur von Zeichnung mehr übrig war. Fene Männer hatten also drei Viertel des Werkes gethan, dennoch werden nicht sie als die Erfinder bezeichnet.

Nehmen wir ferner den elektrischen Telegraphen. Im Jahre 1617 sprach der Jesuit Strada von der Möglichkeit, daß eine Art Magnet Eisenstein gefunden werde, welcher noch vollkommener, als der bisher bekannte sei, „so daß, wenn man zwei Nadeln mit ihm bestreiche und dann gesondert dieselben, auf Trägern balancirend, auf zwei Zifferscheiben anbringe, jederzeit die eine auf ihrer Scheibe die gleiche Stelle anzeigen würde, welche die andere einnimmt. Theilten sich also zwei Personen in dies Scheibenpaar und einigten sich über die Art der Handhabung, so würden sie in jeder Entfernung sich mit einander unterhalten können.“ Strada dachte nur an die Möglichkeit, Henry van Etten führte die Idee (im Jahre 1660) noch weiter aus: „Manche behaupten, daß mittelst eines Magnets oder ähnlichen Steins entfernte Personen mit einander sprechen könnten. Z. B. A. in Paris und B. in Rom besitzen je eine Zifferscheibe mit magnetisirter Nadel, so daß, wenn die Nadel in Paris bewegt wird, sich auch die in Rom bewegt. Man ist übereingekommen, täglich zu bestimmter Stunde (die Zeitdifferenzen beider Städte in Betracht ziehend) mit einander zu plaudern. A. will sagen: Paris ist unruhig. Er läßt also seine Nadel auf B. A. u. s. w. innehalten, und die Nadel seines Freundes macht dieselbe Bewegung und hält bei demselben Buchstaben.“

Etten gab sogar eine Illustration zu seiner Beschreibung, war aber auch ehrlich genug, dazu zu bemerken: „Es ist das Alles ganz hübsch ausgedacht, doch zweifle ich, daß es einen Magnet solcher Beschaffenheit in der Welt gibt.“

Eine damals berühmte englische Zeitung, der „Spectator“, zog Etten's Idee ins Humorisirte, indem sie den Beweis führte, daß es für Liebende fortan keine Entfernung, Dank dem magnetischen Zug der Nadel und der Zifferscheibe, gebe. Nur müßte diese um einige ganze Worte, wie sie in jedem Liebesbriefe vorkommen und also nothwendig zu sein scheinen, bereichert werden: z. B. ewig, Engel, unaussprechlich, Flammen, Herzensschlag, Himmelswohne u. s. w.

Wie nahe nun dieser sonderbare Einfall eines Schriftstellers früherer Tage den tatsächlichen Resultaten der neueren wissenschaftlichen Erfindungen kommt, braucht nicht erst gesagt zu werden. Denn wir haben nicht allein die Buchstaben des Alphabetes auf der Buchstabenscheibe, sondern sogar bestimmte Zeichen, die ganze Worte bedeuten. Die hauptsächlichste Verschiedenheit liegt darin, daß die Vorgänger eine Art geheimer mythischer Rapportes zwischen den beiden Zeigern annahmen. Soviel be-

kannt, war Dr. Watson der Erste, der eine elektrische Verbindung in größerer Entfernung herstellte. Er zog nämlich 1745 ein elektrisches Draht über die Themse. Aber der auf dem anderen Ende aufgestellte Beobachter spürte nur die erste elektrische Wirkung, es handelte sich dabei um kein Signal. Das erste Drahtgeleit scheint 1787 ermöglicht worden zu sein, indem der französische Physiker Lamond zwei Elektrifiziermaschinen in zwei verschiedenen Räumen seines Hauses aufstellte und beide durch einen Draht miteinander verband. Er verabredete nun mit seiner Frau, daß die verschiedenen Bewegungen zweier kleinen Federbälle, durch die elektrischen Strom hervorgerufen, gewisse Buchstaben und Worte bedeuten sollten, wodurch es denn in der That möglich wurde eine Art Gespräch durch das correspondirende Arbeiten zweier Elektrifiziermaschinen zu führen.

Der schon erwähnte van Etten hinterließ noch so manche Entwürfe, welche späteren Erfindungen außerordentlich ähnlichen: Wind- und Dampfmaschinen, hydraulische Pressen, Relief-Abbildungen für Blinde u. m. A. Das Differential-Thermometer — was eine wirkliche Ausführung anlangt, doch gewiß eine ganz moderne Erfindung — ward bildlich schon vom Jesuit Lana 1675 dargestellt. Daniel Schwenten, der 1636 einen dicken Quartan herausgab, darf als Vorläufer der Erfinder der Centrifugapumpe, der Taucherglocke und der Tauchertracht gelten.

Was endlich die Dampfschiffe anlangt, so wurden schon 147 und dann auch 1618 Versuche angestellt, Boote auf Flüssen mit selbst Schaufeln oder Räder fortzubewegen — natürlich aber geschah die Drehung des Räderwerks auf mechanischen Wege, nicht mit Dampfkraft. Papin, der bekannte französische Erfinder, hatte sicherlich die ganz richtige Idee in seinem Kopfe, wenn er 1690 sagte: „Ohne Zweifel könnten die Räder, wenn an eine Achse befestigt, aufs leichteste durch Luftdruck umher bewegt werden. Es wäre nur nöthig, den Stempel an Röhren zu versehen, welche in die Achse greifen und ihr so eine rotirende Bewegung mittheilen.“ Jonathan Hulls baute sogar 1736 das Modell eines Dampfschiffes. Die Arbeit mißglückte ihm, seine Idee aber war unzweifelhaft gesund.

Es liegt ein altes Zeitungsblatt vor uns, das vor mehr, als siebenzig Jahren erschienen ist. Ein Aufsatz spricht von den wunderbaren Erfindungen, welche die Zukunft, z. B. das fünfzigste Jahrtausend unserer Zeitrechnung bringen werde. Nehmen wir an, heißt es darin, es sei Krieg zwischen zwei europäischen Staaten. Ein militärischer Bericht würde dann — etwa im Jahre 4797 — folgendermaßen lauten: „Unsere neue mechanische Kanone hat sich glänzend bewährt. Sie feuerte in einer Stunde 114 fünfhundertpfündige Kugeln ab und machte binnen wenigen Stunden das tausend Schritte entfernte starke Fort dem Erdboden gleich.“ Jener Zeitungsreiber hatte eine richtige Idee von der Artillerie der Zukunft — freilich keine Idee davon, daß im Jahre 1870 schon die Kanonen unserer Kruppe seiner kühnsten Phantasie noch tausend Schritte vorgeben würden.

Washington's Hochzeit.

Im Frühjahr 1758 machte Herr Curtis, ein virginischer Pflanzer, auf einem Morgenritte die Bekanntschaft des Obristen George Washington, welcher eben auf der Straße von Winchester nach Williamsburg, in Begleitung seines Dieners Bishop, von Weide Herden fanden, soviel gegenseitiges Gefallen, daß Washington sich bereiten ließ, eine geraume Strecke Weges nach dem Lande des Virginiers, dem sogenannten „Weißen Hause“ zurückzuzehren um dort ein Viertelstündchen Raß zu halten.

Washington war damals ein junger Mann von fünf und zwanzig Jahren, aber schon von sehr gesetztem und würdevollen Wesen. Ober-Commandant an der Grenze, war er mit Leib und Seele Soldat und, ganz von seinen Pflichten erfüllt, kümmerte er sich sehr wenig um das schönere Geschlecht.

An jenem Frühlingmorgen jedoch kam auch für ihn die Zeit vorstellten. Da er keine Zeit zu verlieren hatte, ließ er seinen Diener mit den Pferden vor dem Weißen Hause halten; er wollte nach höchstens dreißig Minuten wieder im Sattel sein.

Aber Bishop wartete auf seinen Herrn, der doch sonst die Pünktlichkeit selbst war, vergeblich. Stunde um Stunde verstrich, Obrist Washington erschien nicht. Dafür kam endlich ein Diener der Bishop befahl, die Pferde in den Stall zu führen, da der Herr als Gast über Mittag da bleiben, wo nicht gar sein Nachtquartier nehmen werde.

Bishop gehorchte natürlich, dachte aber, das Ende der Welt müsse bevorstehen.

Schon frühzeitig am nächsten Morgen — wie ihm befohlen worden — sattelte Bishop die Pferde und wartete vor dem Thore seines Herrn; aber er empfing wieder Contreordre, und erst in ziemlich vorgerückter Tageszeit bestieg der junge Offizier sein Pferd, um seinen Weg fortzusetzen.

Als er in den Sattel sprang, bemerkte Bishop an dem oberen Fenster eine Dame, ungefähr im Alter seines jungen Gebieters mit rosigem Wangen, leuchtendem Auge und das Haar annuthig zurückgeschleift. Sie sah dem jungen Offizier nach, der ihr im Davongalopiren noch die zärtlichsten Grüße zusandte — und Bishop machte sich keine Gedanken.

Das war der Tag, wo der Obrist G. Washington von „Mount Vernon“ zuerst die schöne junge Martha Curtis gesehen hatte, welche ein Jahr später seine ihm angetraute Frau werden sollte.

Die Trauung Washington's mit Martha Curtis geschah in der St. Peters-Kirche in New-Kent County, in Virginien, ein alter, ehrwürdiger Bau, der jetzt noch, wenn auch verfallen, steht.

Es war im Januar 1759. Das Brautpaar wurde von einem zahlreichen Freundesgesolge begleitet. Washington hatte einen Anzug von Blau und Silber, Knie- und Schuhspinneln waren von Gold; sein Haar war gepudert, und er trug einen Galanteriedegen. Die Braut hatte ein Kleid von weißem Satin, mit reichen point-lace-Bezüge, Perlen im Haar und um den Hals, die Schnallen auf den weißen Satinschuhen waren mit Diamanten besetzt.

Im glänzenden Schwarm der Hochzeitsgäste befand sich auch der Vice-Gouverneur von Virginien, in goldgestickten Scharlach gekleidet, mit großer Perrücke, Popsbeutel und Galanteriedegen.

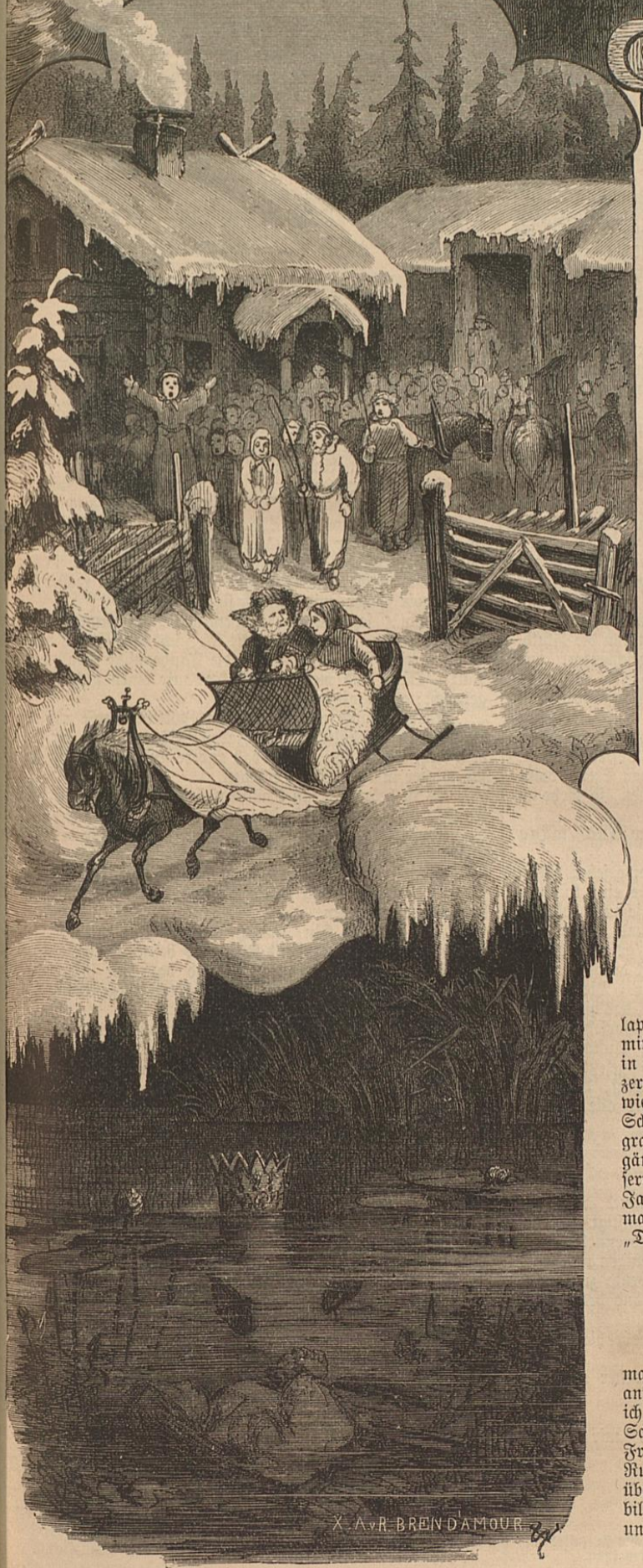
Nach beendigter Ceremonie fuhr die Braut in sechsspänniger Kutsche, der Bräutigam mit seinen Gefährten folgte zu Pferd. Washington's Ehe war eine glückliche. Die Tage der Prüfungen fehlten ihnen nicht. Aber sie fanden Washington groß und Martha ihres Gatten würdig.

[2693]

A. Daul.



Karin und Lotta



1. Der Saima.

Da das Relief jedes Landes im engen Zusammenhang mit dem Charakter seiner Bewohner steht, so bin ich gezwungen, mit vielen Worten und dennoch ungenügend das zu erklären, was ein einziger Blick in Stieler's Atlas besser bewirken würde.

Man kann Finnland mit Allerlei vergleichen; wie etwa mit einer flachen Landstraße nach einem Wolkenbruche oder mit einer überschwemmten Pfanne für Krepelkuchen oder — am besten — mit einem grünen (!) Antimacassar auf einem zarthimmelblauen Kissen; das durchscheinende Blau repräsentirt die zahllosen Landseen und Weiher, die den bleichen Himmel Finnlands still reflectiren.

Finnland sollte besser Finnstein heißen, denn es ist wirklich nur ein einziger, ziemlich großer Stein — nämlich 25 Mal so groß, als das Königreich Sachsen, würde ich sagen, wenn nicht alle gewissenhafte Geographen neben Finnlands 6800 Quadratmeilen stets ein Fragezeichen setzten. Es ist wahrscheinlich viel größer.

Diese ungeheure Granitkübel, die nur an den Rändern mit kostbarem Porphyr, Marmor und Jaspsis wie mit Edelsteinen emallirt ist, bietet auf ihrer Oberfläche eine fortwährende Abwechslung von walddröckten Felskuppen und Seen, die im östlichen Theil des Landes alle miteinander zusammenhängen und hier den sonderbarsten See der Welt — den Saima — bilden, einen Seeplural, eine Republik von Seen. Bald ist er so breit, daß Inseln wie manches kleine deutsche Fürstenthum von seinen Ufern gar nicht gesehen werden könnten, bald wieder verengt sich sein Bett so, daß nur ein kleines Boot durchschlüpfen kann. Man denke sich doch nur einen Landsee, der südlich nahe bei der nordischen Säulenstadt mündet und 600 Werst hoch hinauf bis zum beinahe schon lappländischen Rajanaborg reicht, wo man noch mit viereckigen Rädern fährt, wie der Volkswitz in Finnland behauptet! Und über dieser ganzen zerrissenen Wasserwelt liegt die nordische Trauer wie ein Schleier ausgebreitet, diese unbeschreibliche Schwermuth der bleichen Mittsommerächte, die grandiose Pracht der langsamen Sonnenuntergänge, die ja stets ihre herrlichsten Tinten in wasserreichen Gegenden unweit von Landseen zeigen. Ja, hier, eben so wie in Scandinavien, versteht man erst das schauerliche Wort von Steffens: „Das geheime Weh des ganzen Daseins!“

„Aber auch hier stand die Natur,
Da sie aus reicher Hand
Ueber Hügel und Thal lebende Schönheit goß,
Mit verweilendem Schritt,
Diese Thäler zu schmücken still! —“

Wir fuhren in heiterer Gesellschaft von Wilmanstrand, der kleinen grauen Festung, in einem ansehnlichen Boot auf den Fischfang. Hier lernte ich den Saimasee kennen — ein Wasserlabyrinth! Schwermüthig erschallte der schwedische Sang von Frithjof, das Segel blähte sich im Winde, die Ruderer hielten ihre triefenden Riemen wagrecht über den Bootsrand und ruhten. Die Tropfen bildeten Kreise im Wasser, ich blickte in die Tiefe und lauschte dem Gesänge.

Mit Sonnenuntergang, d. h. kurz vor Mit-

ternacht landeten wir an einer der Millionen von kleinen Felsinseln. Ein Zelt wurde aus Segeln und Decken am Fuße einer knorrigen Fichte improvisirt. Die Leute zündeten Feuer an, und bald kochte der Bunschkessel. Als später Alles schon ruhte, erklärte mir mein freundlicher Wirth, Lieutenant B..., den Verlauf des Saima und bereitete mich auf die Wunder seines Ausflusses vor, die ich bald schauen sollte.

Der natürliche*) Ausfluß des Saima nach dem Süden, in den Ladoga, heißt der Wuogen, ein Wort, das auf finnisch Strom bedeutet, und dieser klangfarbige Name bezeichnet schon trefflich seinen tosend-grimmigen Charakter.

Mächtig wie der Rhein, stürzt er plötzlich in eine enge, kaum 30 Schritte breite, aber gegen 1000 Schritt lange, zerrissene und schräg-abschüssige Felschlucht und bildet hier den weltberühmten Imatra-Fall, der sich vor allen andern auf Erden dadurch auszeichnet, daß er nicht fällt, sondern gleitet, sich hinabwälzt, hinunterschnellt, und daß diese ganze gewaltige Wassermasse, an den vorstehenden Felsrippen in weißen Schaum zerfchlagen, mehr zum Himmel empor, als in den Abgrund hinabgeschleudert und gepeitscht wird.

Ohne je den Imatra gesehen zu haben, hat ihn Goethe am schärfsten geschildert in den Versen:

„Der Wassersturz, das Felsenriff durchbrausend,
Von Sturz zu Stürzen wälzt er jetzt in tausend
Dann aber tausend Strömen sich ergießend,
Hoch in die Lüfte Schaum an Schaume fassend.“

Und hier nun, ganz in der Nähe dieses großartigsten Naturschauspiels des ganzen Nordens fielen im zweiten Decennium unseres Jahrhunderts die Scenen vor, die wir im Folgenden zu skizziren gedenken.

2. Im Wuogen.

In einer hellen, warmen Sommernacht des Jahres 181* waren die sonst so einsamen Ufer des Wuogen, oberhalb des Falles, von einer aufgeregten Volksmenge bedeckt. Alles rannte bestürzt durcheinander. Die Frauen schluchzten, und die Kinder weinten mit, weil sie ihre Mütter weinen sahen; die Männer aber beriethen hastig unter sich, banden verschiedene Stricke aneinander und prüften einen kleinen Nachen.

Es galt zwei Menschenleben zu retten. Zwei Fischermädchen, Karin und Lotta, Zwillingsschwwestern, hatten weiter obenhin über den Wuogen setzen wollen; ein Ruder war dabei zerbrochen, die Strömung hatte das Boot gewaltig erfasst und in fliegender Eile zum schmalen Eingang in die enge Felsenschlucht getragen. Hier drehte sich das Boot aber plötzlich und zerfchellte an einem mächtigen, erraticen Felsblock, der trozig mitten im Wuogen liegt und seinen flachen Rücken wie ein badender Elephant über dem Wasser hält. Die Mädchen fielen ins Wasser, hielten sich aber krampfhaft an einem runden Balken fest, der quer am Felsen lag und von der heftigen Strömung an ihn gepreßt war. Sie standen beide bis zur Brust im Wasser auf einem glatten, schlüpfrigen, mit grüner unterseeischer Vegetation bedeckten Theil des Steines, dessen Wände aber viel zu steil waren, um hinaufklimmen zu können. Rechts und links vom Felsblock stürzten und wirbelten in tollen Strudeln die Fluthen, blindwüthend und wie vom Fall angezogen, in die schreckliche Pforte des Todes. Und so hart und in seiner Natur verändert ist hier das Wasser, daß es selbst große Steine nicht unterinken läßt, sondern wie Holzstücke davon trägt.

Schon hatten die Unglücklichen drei Stunden lang in dieser furchtbaren Lage ausgehalten. In alle umliegenden Dörfer war die Nachricht getragen worden, und von allen Seiten strömten die Leute herbei, mehr aus Mitgeföhl, als der Rettung wegen, die Jedem unmöglich erschien. Indessen befestigten die Fischer doch ein Boot und suchten es an zusammengeketeten Stricken zum Felsblock hin zu dirigiren; aber zehn starke Männer waren kaum im Stande, der Kraft der Strömung das Gleichgewicht zu halten, der Strick spannte sich immer mehr, das Boot wurde wie von unsichtbaren Riesenhänden hinabgerissen und von der ganzen un-

*) Ein Canal verbindet ihn mit dem Golf.

gehobren Wucht der oberen Wasseroberfläche hinuntergedrängt. Schon war das bedrückende Fahrzeug den beiden Mädchen ganz nah; lautlos, betend, knieend und mit Herzpochen lauschte die Menge, da erschallte ein allgemeiner schmerzlicher Weheruf — das Seil war gerissen! Die Männer stürzten rücklings zu Boden, das Boot aber schoß wie ein Pfeil in die gährende Schlucht und war spurlos im weißen Gischt verschwunden; später sah man es von einer sich bäumenden Schaummasse erfaßt und sechszig Fuß hoch in die Luft geschleudert, dann gegen eine Felskante geschmettert und endlich in den Riesentöpfen*) des Zmatra wie in Mörsern zu Staub zermahlen.

Eine allgemeine Bestürzung und Niedergeschlagenheit bemächtigte sich der Menge. Der Prediger war im Ornat herbeigekommen, um den unrettbar Verlorenen den letzten Segen zu spenden. Aber die Worte des Trostes konnten sie nur an den Bewegungen der Hände und Lippen errathen; das Brausen des Falls reicht weit ins Land hinein und war hier in der Nähe so gewaltig, daß auch ein Sprachrohr Nichts genützt hätte. Der Block lag kaum fünfzig Schritt vom rechten Ufer entfernt. Der Prediger sprach aber doch so laut er konnte, und die Mädchen nickten, um zu danken und zu zeigen, daß sie seine Ermahnungen zur Ergebung in Gottes unerforschlichen Willen verstanden hätten. Dann wandte er sich zur Menge und forderte sie auf, sich nicht müßigem Schmerze hinzugeben. Bei Gott sei kein Ding unmöglich! Habe er nicht bereits den Fluthen geheißten, jenen Balken so an den Fels zu tragen, daß er wie ein Wägeballen im Gleichgewicht schwebte? Dies sei schon das Erste zur Rettung. Zeit gewonnen, Alles gewonnen; deshalb sollten Alle inbrünstig beten und den Himmel um Erleuchtung anflehen.

In der That war diese Ermuthigung, diese Ermahnung zu ruhiger Ueberlegung der Sachlage das Verständigste, was der Prediger thun konnte. Geistesgegenwart wirkt Wunder; sie ist eigentlich Gottesgegenwart, und auch hier bestätigte sich, daß bei Sammlung und Fassung, beim Zusammenwirken einer nachdenkenden Menge sich Ideen entwickeln, die der Einzelne nicht gefaßt haben würde. Ein göttliches Schaffen liegt in dem Act gemeinsamen Denkens und Suchens. Hierauf gründet sich auch der Glaube an die Fürbitte für Schwertrante, und das Wort vox populi, vox dei ist gleichfalls dadurch erklärt.

3. Die Befchwörung.

Als der Prediger seine Anrede, und die Menge ihr Gebet beendet hatte, traten nach einer kurzen Unterredung mit einander zwei junge Fischknechte zum Prediger.

„Es gibt vielleicht ein Mittel,“ sprach der Eine, „um Karin und Lotta zu retten; aber es gehört Einigkeit dazu. Wir sind noch jung, und die älteren Männer werden unsern Vorschlag schwerlich gutheißen. Auch ist eine Arbeit von vielen Stunden nöthig, und die Frage ist, ob die Mädchen dort so lange es aushalten werden.“

„Schnell,“ rief der Prediger mit leuchtenden Blicken, „sagt Eure Meinung; seid mir entschieden, hegt keine Zweifel, denn die Menge läßt sich nur durch feste Ueberzeugung überreden; hier, wo Alle den Kopf verloren haben, hat Jeder Recht mitzuschreiben, und was der Himmel den Alten verschweigt, kann er durch den Mund eines Kindes offenbaren!“

„Ehrwürden,“ sprach der Fischer, „Sie haben selbst gesehen, Stride reißen; es gibt aber etwas Stärkeres. Laßt alle die vielen Menschen lange Zweige von den Hängebirken abschneiden. Wir flechten Ringe und bilden Ketten daraus. An jedem Ufer stellen sich mehrere Männer auf und halten die beiden Enden der Kette. Wir befestigen ein Boot in der Mitte und können es so zwischen den Hauptströmungen im ruhigen Wasser gerade auf den Felsen zu hinunterlassen.“

Der Prediger horchte auf. Das wäre wunderbar! dachte er in fliegender Eile, auch hier hätte der Allweise neben die Gefahr die Rettung gesetzt, neben den Abgrund die rettende Hängebrücke! Er erklärte der Menge rasch den Vorschlag und zwar mit einer solchen Freudigkeit, daß Alles sofort sich an die Arbeit machte. Bald lagen ganze Haufen von dünnsten, zähen Birkenzweigen vor den Männern, welche, als Fischer wohlgeübt im Flechten, sogleich starke Ringe bildeten, die man dann rasch zu Ketten verknüpfte. Man zeigte die ersten Anfänge den Mädchen und gab ihnen zu verstehen, sie müßten frische Hoffnung schöpfen und noch geduldig aushalten.

Die einzige Wahrscheinlichkeit der Rettung bestand darin, daß das Wasser sehr warm war. So wurde nun Stunde auf Stunde an der gewaltig langen Kette gearbeitet; die Nacht, wenn man so die verschmolzenen Dämmerungen nennen will, war vergangen, und als der junge Tag blühend und freudig emporstieg, schien dieses große Gottesauge die letzten Zweifel und trüben Anschauungen der Nacht zerstreut zu haben. Um die Arbeiter zu stärken, hatte der herbeigekommene Bänsmann (Bezirksvorsteher) aus der weiter oben liegenden alten Gästgärd**) Erfrischungen, Brod und Braantwein, bringen lassen, und der Prediger legte in das Rettungsboot ein weißes geschliffenes Fläschchen mit geweihtem Kirchenwein nebst einem Döschen mit Hostien, damit die Mädchen jedenfalls auch eine geistige Stärkung bekämen, ehe sie zu dem immerhin sehr gefährlichen Unternehmen schritten.

Es waren allerdings nach dem ersten Enthusiasmus böse Zweifel laut geworden. Ein alter Fischer erklärte, das Einstiegen ins Boot sei das Aller schlimmste. Es müßte überschlagen, wenn Niemand darin stände, um das Gleichgewicht zu erhalten — drei Menschen wären auch eine viel zu große Last.

Ein plötzlicher Kleinmuth kam über Alle. Da trat der ältere der jungen Fischer, Klas von Bilpen, vor, zeigte auf seinen Kameraden und sagte: „Wert von Benåtilla und ich, wir sind beide bereit, mit dem Boot hinabzugehen.“

„Zwei sind zuviel,“ rief Jemand, „zieht Halme.“

Klas zog den längeren Halm und nahm von Allen Abschied, drückte seinen bestürzten Eltern kräftig die Hand und wollte eben ins Boot springen, als ihm seine alte Großmutter Hella (Selena), die beim Volk in hoher Achtung stand, winkte und ins Gebüsch ihr folgen ließ.

„Entblöße Deine linke Schulter,“ sprach sie. Klas gehorchte lautlos. Sie zog eine Nadel hervor, schrammte die Schulter leicht und sog ein wenig Blut heraus. Dann trat sie zum Fluß, spie aus, ließ ein Silberstück hineinfallen und murmelte:

*) Riesentöpfe sind runde Vertiefungen, in denen eine fortwährende kreisende Bewegung des Wassers stattfindet; geräth ein Stein in einen solchen Topf, so wird er allmählig so rund geschliffen wie eine Kanonenkugel.

**) Wirthshaus, finn. Keskevaari von Gästgärd — Gastwirth.

„Grauer Tod, nasser Tod,
Nimm Weiß, nimm Roth,
Wein Blut laß leben.“

Und wiederum trat sie zum Entel, sog abermals Blut und spie es mit vier Pfefferkörnern in den Strom; dabei sagte sie:

„Wellenweiber, Rätenfrauen!
Witt'nes Blut
Schmeckt nicht gut,
Bald wird süßeres kommen!“

Nun pflückte sie noch am Ufer eine Blüthenbolde, den Nigen-scepter*) und steckte sie dem Entel an den Hut.

„So,“ sprach sie, „der Tod ist besänftigt, die Rätenfrauen angeführt und vertröstet, Dein Haupt geseit. Geh' muthvoll, eile, Deine Karin erstarret sonst.“

„Großmutter,“ rief Klas schmerzlich, „ich will sie ja retten, aber — für wen?“

Karin und Lotta waren die Töchter Inzahainen's, des reichsten Bauern im Dorf, und Klas war nur ein armer Fischerknecht. Wie durfte er sein Auge zu einer Aristokratin erheben? Höchstens war es ihm gestattet, sein Leben für sie zu wagen. Auch versäumte es Inzahainen nicht, ihm zuzulüften: „Sei wacker, ich will es Dir gedenken. Ich bring' Dir eine neue Fellmütze aus Wiburg.“ „Und ich füge ein Riespfund Kexgarn hinzu,“ sagte Wappu (Walborg), die eben so geizige Bäuerin.

Der Alte sah ärgerlich auf seine Ehehälfte, stieß sie an und murmelte: „Ja wohl, ein halbes Riespfund!“

Lachend riß sich Klas von den Beiden los! Was können die armen Reichen, dachte er, was können sie dafür, wenn sie Geldsäcke dort haben, wo ein Herz sein sollte!

4. Mädchenmuth.

Wir müssen uns jetzt zu den Zwillingsschwestern mitten in die wüthenden Stromschnellen begeben.

Ihre Lage wurde mit jeder Minute bedenklicher. Eine Erstarrung fing an, sich bemerkbar zu machen, und sie fühlten, daß ihre Kräfte bis zum noch weit entfernten Moment des neuen Rettungsversuches nicht vorhalten würden. Indes war doch die erste Bestürzung, die alle ihre Denkfähigkeit wie gelähmt hatte, allmählig gewichen, und die aufgewecktere Karin, die sich zuerst erholt hatte und recht gut die Anstalten am Ufer verstand, fing an, nachzudenken, wie sie ihre unhaltbare Lage selbst verbessern könnten.**) Aufmerksam betrachtete sie den Stein. Sein oberer Rand lag nur zwei Fuß über ihren Köpfen, war aber mit den Händen nicht zu erreichen, und diese waren übrigens genügend in Anspruch genommen durch das Anklammern an den Balken. Sie entdeckte aber zwei tiefe, sich lang hin erstreckende Spalten, die man bei erraticen Blöcken oft findet und fälschlich der Wirkung des Blitzes zuschreibt, während sie nur durch atmosphärische Niederschläge im Wasser entstehen, das in seine Ritzen hineinsickert und bei strenger Kälte als Eis sich so gewaltig ausdehnt, daß große Blöcke auseinanderplatzen.

„Lotta,“ sagte sie, „lange werden wir es hier im Wasser nicht mehr aushalten können; wir müssen suchen, oben auf den Stein, ins Trockene zu kommen. Der Balken hindert uns aber, dicht an den Stein zu gelangen. Du bist viel stärker und länger, als ich; siehe dort, über Dir sind zwei Spalten, die Du mit ausgestreckten Händen erreichen könntest. Laß den Balken mit der einen Hand los und greife fest in die Spalte rechts; dann thue dasselbe mit der anderen Hand und greife in die andere Spalte. Dadurch klammerst Du Dich an den Stein. Ich werde mich mit einer Hand an Deinen Kleidern halten und mit der andern versuchen, den Balken von Dir wegzuschieben.“

„Arme Schwester,“ sagte Lotta, „Du hoffst noch! Zusammen sind wir auf die Welt gekommen, laß uns zusammen sterben. Der Tod hat nicht so sehr Schreckliches, wenn man zu zweien ihn erleidet. Sieh, sobald Du den Balken etwas nur hinausrückst, und er aus dem Gleichgewicht kommt, so ergreife ihn die Fluth, und wir werden durch sein anderes Ende zurückgeschleudert, wir verlieren dann den Grund und sind verloren.“

„Nein,“ rief Karin, „wir werden nur emporgehoben und auch das nur einen Moment, und ich werde mit den Füßen den Balken niedertreten. Alles hängt davon ab, daß Du Dich mit ganzer Kraft an den Spalten hältst; sowie der Balken fort ist, drückt uns das Wasser ja sogleich wieder fest an den Stein; dann steige ich auf Deine Schulter und bin ich erst oben, so ziehe ich Dich gleichfalls hinauf!“

„Nun in Gottes Namen denn! Wäga winna, wäga tappa (Wagen gewinnt, Wagen verliert).“

Alles gelang, wie die kluge Karin es vorausgesehen hatte; als der erste Sonnenstrahl aufblitzte, beschien er eine knieende Mädchengruppe, und mit ihnen knieten viele Zuschauer, die der ganzen gefährlichen Unternehmung mit Bittern und Zagen, mit Ach's und Oh's und endlich mit lautem Jubel gefolgt waren. Der Tod im Wasser war fürs erste beseitigt, jetzt drohte er aber in anderer Art: durch Ermattung und Hunger. Die müden Schiffsbrüchigen legten sich ins grüne weiche Moos, das hier Jahrhunderte lang ruhig gewuchert hatte, von der Vorsehung zur Schlafstätte der Zwillinge vorherbestimmt. Die Anstalten am Lande wurden jetzt ruhiger und bedächtiger fortgesetzt. Man gönnte den Armen gern einen mehrstündigen Schlaf, damit sie für den gefährlichsten Theil des Rettungsversuches alle Körper- und Geisteskräfte sammeln konnten.

5. Das Frühstück.

Die Sonne stand schon ziemlich hoch am Himmel, als Lotta zuerst erwachte; ein schwerer Traum hatte sie beängstigt.

„Ich verschmachte,“ rief sie, „meine Kehle verbrennt!“ Karin erwachte nun gleichfalls, blickte munter aus den Augen und sagte lächelnd: „Gestern hatten wir zu viel Wasser, heute zu wenig. Aber warte!“ Sie bückte sich hinab über den Rand des Steins und schöppte mit ihrem Schuh Wasser.

„Nimm vorlieb,“ sagte sie scherzend, „ich habe hier gerade kein besseres Trinkgeschirr.“

Damit stößte sie der verschmachtenden Schwester ein paar Schlucke ein.

„Verdursten werden wir hier gewiß nicht!“

„Aber verhungern,“ meinte Lotta trübselig, „mir ist ganz schlimm.“ Todtenbleich sank sie ins Moos zurück.

*) Näkin waltikka, typa angustifolia.

**) Das Gute kommt nicht von einer Seite allein, dachte sie (altes finnisches Sprichwort), man muß auch von seiner Seite Gutes thun.

„Muth, Schwester, wessen Hand sich bewegt, dessen Mund wird schmecken!“

Hiermit begann sie emsig nach Nahrungsmitteln zu suchen.

„Der Krebs gibt keine Wolle,“ sagte Lotta muthlos.

„Wir sind Gottes Gäste,“ rief Karin fröhlich, „er wird sie Gäfte auch sättigen.“

Die Oberfläche des Blockes mochte etwa zwanzig Quadr ellen betragen. Karin untersuchte genau alle 20 Provinzen ihres Reiches und fand eine ziemliche Menge von Selbstbäumen und Moosbeeren; einige Blaubeeren kamen hinzu. Es sah hübsch aus, aber ach, seufzte Karin, Schönheit thut man nicht in den Kessel — von Beerlein wird man nicht satt. Das Pflanzenreich der Insel war durchsucht, nun kam das Thierreich an die Reihe. Ephemeren und Mücken gab es hier zahlreicher, als gut waren; schienen aber mehr Geschöpfe zu sein, für die der Mensch geschaffen ist, und sie betrachteten auch die Schwestern offenbar als Futter auf den öden Fels verschlagen. Auch ein paar langbeinige Neuen fanden sich, die Gott weiß wie und auf welcher luftigen Woge goltiere hierher getragen waren. Pflöchlich aber flog ein Vogel aus einer Vertiefung auf. Karin steckte die Hand in die Spalte und fühlte bald Reiser und Halme. Es war ein Vogelneßt mit 6 nicht ganz kleinen grüngepunkteten Eiern. Nun bedeckte sie die Schürze aufs Moos als Tisch Tuch und servirte das Frühstück.

Dann besann sie sich und griff in die Tasche; sie war eine Freundin von Tauben und Thieren überhaupt und trug daher gewöhnlich ein tüchtiges Stück Schwarzbrot bei sich. Auch hatte sie nicht verrecknet. Sie zog das aufgeweichte Brod hervor und ließ es im Sonnenschein trocknen. Beide Schwestern küßten es erbiethig, bevor sie davon aßen; denn Brod und Gott haben den armen Leuten eine ideale Verwandtschaft. Das Frühstück bestand aus Brod, dreierlei Arten von Beeren, etwas Sauertamp und 5 hübschen grünen Eiern, die aber ohne Salz nicht mundeten. Ein Ei hatte die gutmüthige Karin im Vogelneßt gelassen.

„Wir sind eben so nah' bei der Stadt,“ lachte Karin, „kommt man vor Salz-mangel um!“

„Wir halten unser letztes Mahl auf unserem eigenen Reichthum,“ erwiderte Lotta nachdenklich. „Ich habe keine Hoffnung, Ich hatte einen Traum in dieser Nacht, und Du weißt, die Träume an fremdem Ort oder im neuen Bett treffen ein!“

„Und was träumte Dir?“

„Mir träumte, ich lag tief unten im Wasser, und über mir schwamm eine bunte Rätenkette. Als ich aber genauer hinsah, war es meine Brautkrone. Der Wuozgen will alljährlich ein Opfer, dießmal werden es zwei sein.“

„Ei nicht doch,“ tröstete Karin, „mir träumte von ganz Anderem!“

„Feiner Freier Stimmen hört' ich,
Lautst' dem Klingelklang der Schellen,
Silberperlen, Rapselwirren,
Eisenketten von Geschirren
Und der Freier Peitschentallen!“

6. Eine Morgenvisite und warmer Kaffee.

Pflöchlich fiel ein Schatten von oben auf den Frühstückstisch. Erstaunt sahen die Mädchen empor. Karin's Lieblingstau flatterte herab, spazierte mit vielen drolligen Verbeugungen und her und schien es ganz natürlich zu finden, seiner Herrin auf dem Stein im Wuozgen zu begegnen.

Die Visite wurde mit der größten Freude empfangen.

„Siehst Du, da ist ja ein Freund in der Noth!“

„Ja wohl,“ spöttelte Lotta, „und pickt die Krumen auf; ist ein Freund, der mit uns unsern letzten Wissen theilt. Wie uns drollig ansieht! Er weiß Nichts von der Gefahr, in der wir sind! Das macht, er hat Flügel. Er ist wie ein reicher Mann, hätten wir Feuer, wir könnten sie braten.“

„Nein,“ sagte Karin nachdenklich, „wir können die Taube besser brauchen. Hier, halte sie fest, ich habe Etwas vor; die Tauben nicht Voten? Brachte die Taube nicht Noach das Blatt? Sieh, und meine Taube hat mir einen guten Gedanken gebracht; gleich wirst Du sehen!“

Karin trennte nun einen ihrer Zwirnstrümpfe auf und wann einen ansehnlich langen Faden. Sie befestigte ein Ende dem Fuß der Taube, befehlte das andere und gab ihr ein Zeichen sich wieder in die Luft zu erheben.

Es ist bekannt, daß Taubenzüchter eine ganze Schaar von Tauben noch in der Luft jede beliebige Evolution machen lassen. Karin's Taube mit dem Faden am Fuß hob sich erst langsam in die Höhe und dann senkte sie sich gerade aufs Ufer zur Erde. Man ergriff den Faden und hatte nun eine zwar gewiß schwache, aber dennoch materielle und directe Verbindung mit dem Stein gewonnen.

Nach einigem Hin- und Hertelegraphiren mit der Taube sprach begriff man Karin's Idee und befestigte eine Schnur dem Faden; Karin zog nun an, und bald war so eine starke Brücke gebildet, an der man schon leichtere Gegenstände hinauf befördern konnte.

„Vor allen Dingen müssen die armen durchfrorenen Mädchen eine warme Herzstärkung bekommen,“ meinte Hella.

„Braantwein stärkt,“ rief Inzahainen, „und — fügte brummend hinzu — ist hier umsonst zu haben.“

„Nein, sie müssen einen starken, warmen Kaffee bekommen,“ rief die Alte.

Kaffee! Ein magisches Wort! Alle Frauengesichter erglärten — man lief in die Häuser, der Appetit nach Kaffee wurde unwiderstehlich geworden. Bald kam eine kupferne volle Kar herbei, gezuckert und gesahnt, und wurde mit Hilfe eines Kindes und einer Doppelschnur glücklich hinübergefördert. Aber Frauen sind Sklavinnen der Form, die beiden Mädchen konnten sich nicht entschließen, direct aus der Kanne zu trinken. Sie baten Zeichen um Trinkgeschirre, und sogleich dirigierte man ein Körbchen mit blaugeblühten Tassen und Weißbrod auf den neuen Mädchenstein, der durch den Kaffee außerordentlich in Aller Augen gewonnen hatte. Diese wußte Insel war pflöchlich bewohnt, aber durch den Kaffee in die Zahl der civilisirten Länder eingereiht. Die eigentliche Rettung erschien Allen nun bloß noch eine Frage der Zeit, und wenn es auch nicht gelang, die Mädchen abzuholen, so waren sie doch gerettet. Man konnte ihnen Nahrung, Kleider, Obdach, alles Mögliche innerhalb weniger Stunden hinaufschaffen — aber freilich keinen Mann! Der geizige Vater hatte unterdessen eigene Gedanken. Wenn sie dort bleiben, so würde nicht nöthig haben, sie auszusteuern, und wenn die Geschichte in Petersburg bekannt wird, dann strömen die reichen Herrschaften

*) Finnisches Sprichwort.

...und wer weiß, Jeder wird mir Geld geben. Ich würde sehr viel einsammeln! Sehr viel! Er blickte auf die Rettungs-

...Vielleicht reißt doch Alles, dachte er; dann brauche ich auch die Fellmütze nicht zu kaufen und behalte das Neggarn. Laß sehen, was kostet ein Pfund?

7. Ich steh' auf einem breiten Stein — Wer mich liebt, der holt mich ein!

Die Ketten aus Zweigen geflochten waren nun fertig. Eine Anzahl Männer fuhr mit dem einen Ende weiter obenhin aufs linke Ufer. Ein zweites Boot folgte mit dem Rettungsboote und hielt die Mitte der Kette an einem Mast in die Höhe, damit sie nicht in den Fluß tauchte. Eine dritte Partie blieb am rechten Ufer und ließ die Kette allmählig hinübergleiten, selbstverständlich das rechte Ende festhaltend. Als das zweite Boot bei einem geraden oberhalb des Mädchensteines befindlichen ziemlich großen Steine angekommen war, stiegen die Männer aus, und als die Kette über den ganzen Fluß gespannt war, befestigte man das Rettungsboot an die Mitte derselben. Klas hatte einen langen Strick mitgenommen, sowie das rechte Ende einer der starken Schnüre, die zu dem großen Block hinübergespannt waren. Er befestigte den Strick an diese Schnur und gab den Mädchen Zeichen, anzuziehen und den Strick zu befestigen. Dies wurde in der Weise bewerkstelligt, daß Karin in das Ende des hinübergezogenen Stricks einen mächtigen Knoten schlug und den Strick in eine enge Spalte klemmte; dadurch war eine Verbindung zwischen den beiden Felsblöcken hergestellt; der Strick schwebte frei in der Luft und berührte nur in der Mitte ein wenig das Wasser. An das Boot selbst wurde noch eine kürzere Kette befestigt, die von den Männern auf dem Steine gehalten wurde. Somit war eine vierfache Kraft hergestellt, die man der Gewalt der Strömung entgegenzusetzen konnte. Nämlich: zwei schräge Verbindungen und eine gerade, durch Ketten; Klas, der im Boote stand, hielt sich an dem freischwebenden Strick.

Zu viel kürzerer Zeit, als wir zur Beschreibung dieser Umstände brauchten, war Klas unten am Mädchenstein angekommen; jetzt aber entstand eine Pause, welche die Zuschauer beunruhigte und ihnen unerklärlich schien. Klas indeß hatte erkannt, daß die Last von drei Personen zu schwer sei; sie müßten jede einzeln die Fahrt unternehmen. Wer sollte aber zuerst gerettet werden? „Du bist die Ältere!“ sagte Karin, „fahre Du zuerst!“

„Ich habe Angst,“ jammerte Lotta, „ich will erst sehen, ob Du glücklich hinüberkommst!“

„Das wäre auch insofern besser,“ meinte Klas, „als Karin den Anderen deutlicher erklären wird, was ich ihnen sagen lassen will! Boreerst laß mich aussteigen; ich habe Euch Trost mitgebracht.“

Er legte das Boot fest an den Stein und schwang sich am Seil rasch empor.

„Hier ist geweihtes Brod und Wein,“ sagte er, nachdem er den Schwestern freudig die Hand geschüttelt hatte. „Der Herr Pastor meint, es sei doch gut, sich vor der gefährlichen Fahrt auf Alles gefaßt zu machen.“

Die melancholische Lotta hatte Bedenkllichkeiten wegen des bereits genossenen Frühstücks und des Kaffees.

„Auch daran hat der Pastor gedacht,“ sagte Klas, „er dispensirt Euch in Betracht des besonderen Falles. Das nächste Mal kannst Du ja um so strenger fasten.“

Die kleine Gemeinde von drei Personen sang jetzt einen Choral; sie knieten dann hin, sprachen leise für sich die Einsegnungsworte und nahmen das Abendmahl.

Dann sprang Karin auf, drückte Klas die Hand, empfahl ihm die Schwester, umarmte diese herzlich und ließ sich vorsichtig ins Boot hinab.

„Höre, Karin,“ sprach Klas, „hier diese Schnur befestige an die Spitze des Boots, ich behalte das Ende der Schnur hier und kann es besser dirigiren, wenn es leer zurückkommt. Den Leuten aber sage, sie sollen jedesmal erst die Ketten prüfen, ob sie überall auch noch fest sind.“

Nun begann Karin's Fahrt zwischen den tosenden Fluthen, die gleich gräßlichen Meerungeheuern bald die weißen Schaumzüge zeigten, bald wie aus unergründlich dunklen Augen Wuthblicke warfen, bald wie mit gewaltigen Händen über den Rand des Bootes griffen und die entrinnende Beute fassen zu wollen schienen.

Karin aber stand ruhig im Boot, ließ den Strick durch ihre Hände gleiten und war nach wenigen bangen Minuten glücklich bei dem oberen Stein angelangt. Ein gewaltiges Freudengeschrei verkündete ihre Rettung.

8. Eine Traumbildung.

Die Ketten waren untersucht; sie hatten sich vortrefflich bewährt, ja, sie schienen durch die Nässe noch zäher und biegsamer geworden zu sein. Man ließ das Boot wieder hinunter, um Lotta abzuholen.

„Du wirst sehen,“ sprach diese unterdessen zu Klas, „daß ich unkommen werde. Ein banges Vorgefühl sagt es mir, und ein Traum hat es deutlich verkündet!“

„Erzähle ihn doch!“

„Sieh, mir träumte, es war Sonntag; ich lag mit einer Brautkrone geschmückt in einem großen Sarge, der durchsichtig war; zuerst dachte ich, es sei Klas, aber bald sah ich Fische über mir schwimmen und merkte nun, daß ich tief unten auf dem Grunde eines Gewässers lag. Zwei Meer mädchen saßen zu meinen Häupten und sangen; dann nestelten sie mir die Brautkrone los, und diese stieg ganz gerade in die Höhe, vom Wasser getragen, und schwamm immer an einer Stelle gerade über mir, bald wie eine gelbe Aakentrose, bald wieder wie eine Brautkrone.“

Klas dachte einige Augenblicke nach und sprach dann: „Viel leicht mußt Du einmal noch ertrinken, aber gewiß nicht im Wogen. Die Brautkrone schwamm ja nicht fort, also lagst Du in einem See. Das ist also ganz gewiß, daß Du in einem Flusse nie und nimmer ertrinken wirst. Und noch dazu ist heute Mittwoch, und der Traum sagte, es werde an einem Sonntag gehen.“

„Ach,“ sagte die hartnäckige Lotta, „was ist mir auch am Leben gelegen. Sieh, wie Karin geliebt wird! Du kamst mit Lebensgefahr, um sie zu retten. Nach mir fragt Niemand. Ich werde so aus purem Mitleid bei der Gelegenheit mitgerettet!“

„Wie Du Dich doch irrst!“ eiferte Klas. „Mein Freund

Mert von Benátilla ist es eigentlich, dem alles Verdienst zukommt. Ihm gehört der Gedanke, Birkenketten statt der schwachen Stricke anzuwenden. Er wollte eben so wie ich die Fahrt wagen; denn wie ich Karin liebe, so liebt er Dich! Siehst Du, dort steht er auf dem oberen Stein und ist ganz blaß vor Aufregung. Er ist nur so wortarm, aber treu wie Gold!“

Diese Rede ging Lotta ein wie Honigseim; sie war plötzlich wie umgewandelt und konnte nicht schnell genug ins Boot steigen. Ihre Seele war wie ein Cactus grandiflorus plötzlich aufgeblüht, ihr Herz jauchzte, und Gefühle überströmten sie wie die fremden, süßen Däfte der erotischen Pflanze.

Sie ließ den Strick nicht wie Karin ruhig durch die Finger gleiten, sondern zog mit gewaltiger Kraft selbst mit, so daß sie noch viel rascher am Oberstein anlangte, als die Schwester. Freilich zog es sie zum Geliebten, Karin dagegen hatte vom Geliebten sich trennen müssen! Und ist die Liebe nicht der stärkste Magnet?

Von der dritten Fahrt ist nur zu bemerken, daß Klas mit ächt finnischer Lebensverachtung, aber Achtung vor dem Besten den schönen Strick nicht im Stiche ließ; er machte ihn aus der Spalte los und riskierte lieber mit dem Boote beim Einsteigen umzuschlagen. Ehe er aber den Mädchenstein verließ, sammelte er alle losen Bruchstücke des Felsens und erbaute eine kleine Pyramide, als ein Denkmal, das jahrelang von Reisenden mit Kopfschütteln und Erstaunen betrachtet wurde, bis irgend ein barsüftiger und flachshaariger Fischerjunge die Erklärung gab von der Errettung von Karin und Lotta!

9. Der Musta Lampi.)

Die aufregende Begebenheit mit den Zwillingsschwestern hatte großes Aufsehen erregt, und Karin und Lotta waren Berühmtheiten geworden. Zudem waren sie reich, und daher erkönte kurz vor Weihnachten an jedem Abende der Klang von Freiverber-schellen auf ihrem Hofe.

Denn die Finnen und ihre Stammgenossen freien nie am hellen Tage, sondern stets bei Mondschein. Es ist dies eine uralte, turanische Sitte, die mit der chinesischen Vorstellung vom Monde zusammenhängt; die Flecken im Monde hält man in China für das Bild eines alten Mannes, der einen Bindfaden in der Hand hält; mit diesem werden die Ehen geknüpft.

Jedoch — von einer Ehe schienen Karin und Lotta Nichts wissen zu wollen.

Trotz der Verzweiflung des Alten wurde der Werbewein selbst der reichsten Freier von den Schwestern schnöde abge-wiesen.

Dahinter steckt die Geschichte im Wuozen, dachte Inkahainen und fuhr nach Wiburg, um jene verprochene Fellmütze einzu-handeln. Kam er dann mit diesem Vorwand nach Silbero, so konnte er so „wie verluren“ Klas auf den Jagd fühlen und erspähen, ob der den Mädchen nicht allerlei vorgegeschwindelt hatte.

Aber ach! wie schmerzlich getroffen fühlte er sich, als er nun nach stundenlangem Festsitzen die Mütze erstanden und gefunden hatte, aber nicht Den, dem sie bestimmt war. Klas war bald nach jenem Vorfall aus der Gegend verschwunden! Der Alte stand da, mit der unnütz gekauften Mütze in der Hand, und flüßte sein Herz theils erfreut über die Nachricht, theils grämte er sich über den Ankauf. Es war ein Wermuthstropfen in seinen Freudenkelch.

Mit dem Verschwundensein von Klas hatte es aber folgende Bewandtniß. Die beiden jungen Freunde hatten bald erkannt, daß die Eltern von Karin und Lotta die Mädchen strenger, als je bewachten. Selbst bei den fleißigen Kirchenbesuchen und auf Jahmärten oder Johannisfeuern waren die Mädchen stets von ihren Eltern oder von mütterlichen Verwandten begleitet und von so ansehnlichen Freiverbern umstanden, daß die beiden jungen Fischer weder Blicke noch Worte tauschen konnten.

„Das halt' ich nicht aus,“ sagte Klas; „laß uns nach Petersburg gehen und unser Glück dort versuchen. Karin wird warten, und kehre ich reich zurück, so wird ihr Vater sie mir nicht verweigern.“

Mert schlug es ab; sein Geist war ohne Lebhaftigkeit, sein Charakter war Aushalten, Dulden, Leiden.

„Ich kann nicht fort. Wo Lotta ist, da bleib' ich!“

„So bleibe denn,“ rief der Freund ärgerlich, „und tanze auf ihrer Hochzeit, das heißt, wenn Du eingeladen wirst.“

„Ich bleibe, aber tanzen werde ich nicht,“ sagte Mert ruhig. Der Alte erzählte, zu Hause angekommen, daß Klas in fremde Länder gezogen sei auf Nimmerwiederkehr; zugleich kündigte er den Töchtern an, daß er in Wiburg auf dem Markt die Väter von reichen Bauersöhnen gefunden und mit ihnen die Sache richtig gemacht habe. Zuerst sollte Lotta's Hochzeit stattfinden, und acht Tage später diejenige Karin's.

„Es wäre doch ein Auswisch,“ meinte Mama Wappu, „die Hochzeiten an einem Tage zu halten.“

„Das verstehst Du nicht,“ sagte der Geizhals betreten, „ich habe meine Gründe.“

Er schämte sich einzugestehen, daß es ihm zu schmerzlich gewesen wäre, soviel Geld auf einmal auszugeben. Und es war Winter, die Reste von der ersten Hochzeit konnten bei der zweiten noch gute Dienste leisten.

Schon war der Hochzeitstag nah, als Lotta plötzlich am Nervenfieber erkrankte.

Alles mußte nun aufs Ungewisse, auf Monate hinaus ver-schoben werden.

Erst im Mai, ganz gegen die Sitte, konnte die Hochzeit vor sich gehen.

Da sich aber das Bier jetzt nicht gut acht Tage lang ge-halten hätte, sollten beide Schwestern an dem nämlichen Sonntage getraut werden.

Somit waren drei begüterte Familien mit ihrem ganzen Anhang erschienen, und das Haus war voll Jubels.

Der Alte war wie ausgewechselt, Branntwein und Bier floß in Strömen.

Das hatte seine geheimen Gründe: Inkahainen hatte tüchtige Verluste erlitten, ein Wuchergeschäft war schlimm abgelaufen, er fürchtete, es könnte bekannt geworden sein, und wollte durch Pomp und Aufwand seinen Credit heben.

Aber die pffiffigen Bauern waren nicht leicht zu hintergehen. Entweder stirbt der Alte bald oder er hat schlechte Geschäfte ge-macht, dachten sie.

Beide Schwestern standen in ihren Brautkrönen bereits ge-schmückt, und eben sollte die stattliche Wagenreihe abfahren, als Lotta wieder ins Haus ging, indem sie vorgab, Etwas vergessen zu haben.

Man wartete einige Augenblicke, ohne sich dabei Etwas zu denken.

Aber die Pause wurde doch zu lang. Es entstand nun ein Gelaufe und Gefrage. Man rief und suchte.

Lotta war und blieb verschwunden.

Da kam ein Hüterjunge aus dem Dorfe vom anderen Ufer des Musta Lampi athemlos herbeigelaufen und erzählte, er habe gesehen, daß Jemand in den See gestürzt oder hineingefallen sei. Es wurden Netze geholt, mit Haken versehen und mit Steinen in die Tiefe versenkt.

Nach zwei Stunden emsigen Suchens zog man Lotta's Leiche und zugleich die des — Fischers von Benátilla her-aus! Sie hatten sich mit einem Gurt fest aneinander ge-bunden.

Lotta's Brautkrone schwamm ruhig im Schilf. Man hielt sie aus der Entfernung zuerst für eine gelbe Nätenlilie.

10. Schlußcapitel.

Die Doppelhochzeit hatte sich in ein doppeltes Leichenbegäng-niß verwandelt.

Daß sie Lotta in den Tod getrieben hatten, fühlten die Eltern leicht. Es hat so sein sollen; es wird wohl so am besten gewesen sein, der Herr Gott hat es zugelassen! — das waren unge-fähr ihre Selbsttröstungen.

Karin's Hochzeit wurde auf den übernächsten Winter ver-schoben.

Sie war über die verzweifelte That der beiden Liebenden erstaunt und — erbittert. Ihrem heiteren, klaren Sinn sagte ein solcher Grad des Duldens, eine solche Lebensfaulheit, wie ein Selbstmord ist, nicht zu. Sie hatte das Gefühl, daß zum Er-tragen des Lebens Muth gehörte, und erklärte den Sprung ins Wasser für feige; sie gehörte nicht zu den romantischen Personen, die ein solches gemeinsames Sterben Liebender bewundern und besingen und die auf ein solches Doppelgrab Kränze und Gedichte tragen.

Und wird diese That nicht oft aus Eitelkeit, Eigensinn und krassem Egoismus begangen? — Ich bekomme Dich nicht, sagt der Lump zum Mädchen, gut! Der Andere aber soll Dich auch nicht haben!

In diesem Fall verhielt es sich aber anders. Hier trat der rathselhafte Einfluß einer fixen Idee auf. Lotta hatte auf dem Mädchenstein in jener denkwürdigen Nacht den lebhaftesten Traum gehabt, und dieser hatte sich in der melancholischen Tiefe ihres Herzens festgewurzelt. Sie wurde den Gedanken nie mehr los, und es war ihr Gewißheit, daß sie in einem See ertrinken würde; warum nicht im kleinen, aber tiefen Schwarzsee, von dem schauer-liche Sagen aus alten Zeiten herüberklangen, und den sie stets aus ihrem Stübchen vor Augen hatte? Es liegt etwas Hinunter-ziehendes in einem dunkeln Wasserspiegel. Wozu sollte sie leben? Mit unklarer, aber eigensinniger Liebe hing sie an Mert, und ihn zu heirathen, war eine Unmöglichkeit geworden. Sie hatte keine Energie, keinen Vorwand ihren Eltern gegenüber, denn der ihr bestimmte Bräutigam war untadelhaft, und die Partie standes-mäßig.

Ja, wenn wir ganz aufrichtig sein sollen, so müssen wir sagen, daß Lotta sich ihrer Liebe zu Mert schämte! Denn sie war doch eine richtige Bauerstochter, eine Dorfariстократin. Sie konnte mit Mert nicht gut leben, aber wohl sterben. So bestrafte der Rastensstolz sich selbst.

Lotta hatte einige Tage vor ihrem Selbstmorde zufällig Mert auf dem Heimwege von der Kirche getroffen.

„Du wirst heirathen, nächsten Sonntag,“ sagte Mert.

„Ich soll wohl, aber ich werde es nicht!“ sagte sie.

„Und was wirst Du thun?“

„Ich werde in den See gehen.“

„Thust Du es meinetwegen?“

„Und Du fragst noch?“

„So jung, und Du willst sterben!“

„So jung und so allein,“ seufzte Lotta.

„Das sage nicht,“ sprach der Fischer mit Festigkeit, „ich werde mit Dir gehen!“

„Komme an den See, am Sonntag, hinter unser Haus und warte dort; ehe der Hochzeitszug abgeht, werde ich ins Haus gehen und zum See hinabsteilen. — Lebe wohl!“

„Auf den Sonntag — es gilt!“

Und so hatten die Unglücklichen in kindischer Kurzsichtigkeit und aus „Denkfaulheit“ den ersten Schritt ins Jenseits frühlich und gedankenlos gethan.

Karin dachte anders. Klas war verschollen. Wie war von ihm weder eine schriftliche noch mündlich bestellte Nachricht ein-gelaufen.

Nur die alte Hella, die wir als eine Art Zauberin kennen gelernt, hatte Karin Muth gemacht.

„Gräme Dich nicht, Mädchen,“ sagte sie ihr einst, „sage zu Allem Ja. Du bist jetzt das einzige Kind Deiner Eltern. Mache ihnen daher keinen unnützen Kummer. Je heiterer Du bist, um so weniger werden sie Dich zu einer anderen Heirath drängen. Je länger Du aber die Sache aufschiebst, um so besser. Er wird kommen und er muß kommen. Und daß er lebt, das weiß ich!“

„Hat er denn Nachricht gegeben?“

„Nein, weder Briefe noch Botenschaft, aber es gibt noch andere Mittel, in die Ferne zu schauen.“

Karin ging wunderbar getröstet von der Alten. Er wird kommen, er muß kommen! Das waren fortan ihre zwei einzigen Gedanken, das Tit-Tat ihrer Herzenskur.

Aber der Sommer verging, und der Herbst, und der Winter, und ein neues Jahr zog heran; es wurde Sommer, und wieder Winter — und Klas kam nicht!

Nun wurden ernstliche Anstalten zur Hochzeit Karin's mit dem reichen Bauersohn gemacht. Der Tag kam auch heran, und Alle putzten sich im Hause, und die jungen Männer standen in neuen Pelzen und hohen Fuchsmützen neben ihren Schlitten und warteten auf den Brautzug.

Es war kalt, und die muthigen, finnischen Ponies, berühmt durch ihre Winderchnelle, wieherten, schüttelten mit den Schellen und scharrten im Schnee. Plötzlich hob der Bräutigamschaffer ein Hochzeitslied an zu-singen, und der Chor fiel jauchzend ein:

*) must — schwarz; lampi — Kleiner See.

"Schmück' Dich, Schönste; heut ist Hochzeit!
 Hüft' und raffe Dich zur Reife,
 Tritt geschmückt in Männer Witten,
 Glänze unter Hochzeitsgästen,
 So, daß Weife selbst sich wundern!
 Schon unähndig wird der Braune,
 Und der Falbe ungeduldig;
 Sieh, es scharrt der Heusermalmer,
 Und der Sageresser bäumt sich."

Aber aus dem Hause antwortete der gellende Chor der gemieteten Hochzeitsfängerinnen:

Bräutigam, Du braver Burche!
 Gabst Du Zeit der Braut, zu wachsen.
 Gib nun Zeit, um sie zu zieren;
 Keine Schwester ist zum Schmücken —
 Frostig stechen fremde Finger!"

Der Gesang wurde unterbrochen durch die Ankunft eines russischen Fischhaukäufers, der, mit einer Medaille geziert, in einem eleganten Schlitten im allerscharfsten Trabe herbeikommt.

Alle Blicke wandten sich bewundernd zu diesem seltenen Exemplar eines finnischen Pöngängers.

"Das Pferd ist seine tausend Rubel werth," sagte schmunzelnd ein alter Pferdekennner.

"Es muß der Schimmel von Abo sein," meinte ein Zweiter, "dies fabelhaft schnelle Thier; oder es ist der Teufel selbst."

"Ach, die reichen Russen kaufen uns das Beste vor der Nase weg," klagte ein jüngerer Mann.

"Nun ja, aber sie bezahlen; die Schweden jedoch nahmen und bezahlten nicht," rief ein Greis, der das wohl wissen mußte.

Unterdessen war der härtige Russe angekommen und hatte seinen Schlitten leicht neben den Schlitten des Bräutigams stellen können, da ihm die Anderen freundlich Platz machten.

Man glaubte, es sei ein Wiburger Bürger, vom Alten zur Hochzeit eingeladen. Eben war der Schlitten eingestellt, als sich alle Thüren der inneren Gemächer öffneten, und die Schaar der Hochzeitsfängerinnen unter laut schallendem Gesang sich zu beiden Seiten der Hausthür aufstellte.

Letztere wurde frei, und hervor trat die Braut in glänzendem Staat: ihr schlanker Leib war vom weißfarbigen tuchenen Weita (Ubergewand) umfaßt, am Rücken, an den Armen und vorn an der Brust liefen künstliche Verbräunungen von hellrother Farbe (Morgenröthen genannt).

Auf dem Haupt trug sie die stattliche Brautkrone und darüber ein dunkelbraunes großes Tuch (Riepo). Hinter ihr drein schritten einige recht hübsche Mädchen, ebenfalls aufs schönste gepußt, als Brautgefeiertinnen und Assistentinnen bei diesem feierlichsten Act im Leben des Weibes.

Alles gerieth nun in Bewegung; die Pferdelenker stellten sich fertig neben ihre Schlitten. Die Braut nahm feierlichen Abschied von Allen, sie grüßte alle Stuben, verbeugte sich vor jedem Ofen, insbesondere vor dem Herde in der Ecke der Stube, dem symbolischen Altare der Turaner wie der Arier, und bat mit vieler Nührung auch alle Hausthiere, Hunde, Katzen, Kühe und Pferde laut um Vergebung, wenn sie vielleicht ihre Pflichten versäumt und sie einmal nicht gehörrig gefüttert haben sollte.

Diese Sitte ist nicht so zu verstehen, als ob die Thiere wirklich gemeint wären. Es ist Ueberzeugung der Finnen, daß jedes Haus von kleinen Geistern bewohnt werde, welche jedwede Gestalt annehmen und in jedes Thier hineinschlüpfen können. So sind mit jenen Complimenten weniger die Thiere, als vielmehr die Laren gemeint, die Wichtelmännchen, Kaulmänner oder Gütchen der Deutschen.

Zuletzt nahm sie Abschied von ihren Eltern und sah sich dann nach dem Schlitten um, den sie besteigen sollte.

In diesem Momente trat der Russe vor und entblözte das Haupt.

"Klas!" rief Karin.

Sie hatte ihn auf der Stelle an den Augen erkannt, trotz seines Vollarbes, seiner städtischen Tracht und der Medaille.

"Was fahelst Du?" sprach der Alte. "Es ist ja ein Petersburger Fischhauker. Er hat ja einen Bart, eine Medaille!"

"Auch ein Finne kann Bart und Medaille tragen," sagte Klas mit Selbstbewußtheit.

Alle riefen erstaunt aus: "Richtig, er ist es! Klas von Silpero!"

Man hatte ihn an der Stimme erkannt.

Znfahainen stand wie versteinert.

"Karin," sprach Klas mit volltönender, lauter Stimme weiter, "Du siehst, hier stehen zwei Schlitten. In welchen willst Du steigen? Mit welchem Manne willst Du getraut sein? Wähle!"

"Ich fahre mit Dir," sagte Karin oben so laut und bestimmend. Und ohne einen Augenblick zu zögern, stieg sie in Klas' Schlitten.

Ein Pfiff, und wie ein Wirbelwind flog der Schimmel von Abo dahin! In einem Nu waren Pferd, Schlitten und Pärchen in einer sprühenden Wolke von Eislittern und diamantenen Sonnenstäubchen verschwunden.

"Ein — verdammt — gutes — Pferd!" meinte langsam einer der Juriedbleibenden.

Ali (Maens), der verlassene Bräutigam, verzog keine Miene.

"Er hat sie aus dem Wuogen geholt," sagte er mit Ruhe, "sie gehört ihm. Ich werde aber auch nicht allein fahren."

Er wandte sich zu einem allerliebsten Mädchen, der ersten Brautjungfer.

"Willst Du, Ulla (Ulrika)?" sprach er und wies auf den Schlitten; er trat näher heran und sagte halbleise: "Ich würde es Dir doppelt gedenken und Dich auf Händen tragen!"

In der ganzen Welt sind Brautjungfern in einer ungemein erregten und gerührten Stimmung. Sie weinen ärger bei Trauungen, als bei Beerdigungen, denn nach einer allgemein getheilten Ansicht denken sie, daß sie nun die Nächsten sind, die in den — ja vern Apfel der Ehe heißen müssen.

Auch die gute Ulla theilte diese sehr verbreitete Ueberzeugung!

"Allein fahren," sagte sie, "nun freilich! Das würde sich nicht schicken. Und zudem bin ich die Nächste dazu. Gut, es sei!"

Ali und Ulla fuhren beide vergnügt zur Kirche.

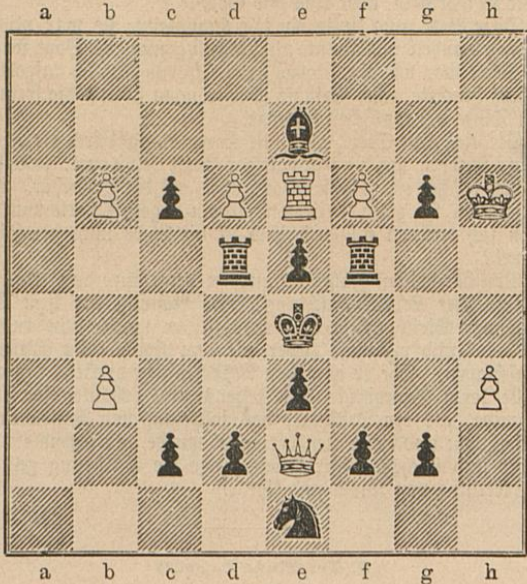
"Ich hätte ja nie um Karin geworben, wenn ich gewußt hätte, daß Klas noch lebt," sagte er unterwegs.

"Du hast mir immer besser gefallen, als Karin, aber die Alten hatten es so unter einander abgemacht!"

Schach-Aufgabe. Nr. XI.

Von E. Loyd in New-York.

Schwarz.



Weiß.

Die Stellung bildet einen Anker.
Weiß setzt in drei Zügen matt.

Räthsel.

Vom 2 und 1 war sehr geplagt —
 So wie uns die Geschichte sagt —
 Der Größte von den 2 und 3.
 Geschlagen mit dem 1 und 3,
 War dennoch er von Unmuth frei,
 Wie seine Worte 1 — 2 — 3.

Auflösung des Räthfels Seite 298.

„Einfall — Ein Fall.“

Auflösung des Rebus Seite 298.

„Kinder behandeln ihre Puppen, wie man sie behandelt.“

Correspondenz.

- Langjährige Abonnentin des Bazar in F.** Stellen Sie aus der Beduine einen Tasma her, etwa nach den Abbildungen Nr. 39 und 43 auf Seite 140 und 141 d. Z.
- Abonnentin in Dänemark.** Man bringt die Bigarette in der einen Ecke des Taschentuches an.
- Gloriska.** Lesen Sie die „kosmetischen Briefe“ von Dr. Cornelius auf Seite 66 f. und 82 f. des Bazar 1868, sowie auf Seite 19 des Bazar 1870. Morgenhäubchen wie die im Bazar Seite 176 d. Z. sind passend für junge Mädchen. Moderne Kleiderstoffe in einem der nächsten Moderevierte. Wir würden nicht raten, die weiße Seidenpizze dem Paletot aufzunehmen. Garniren Sie ihn mit schwarzem Großgrain, Seidenreps oder Atlas.
- Louise v. B.** Die Ausführung des Victoriahästelscher lehrten wir mit Abbildung Nr. 48 auf Seite 352 des Bazar 1867.
- Corinna.** Ueberwurf und Taille von Sammet sind zu elegant für ein Unterleib von beigefügtem Stoff. Erfüllung des zweiten Wunsches vielleicht später.
- Neseda.** Es ist nicht Gebrauch, eine herartig arrangirte Taille ohne Umhang auf der Straße zu tragen. Garniren Sie das Kleid am unteren Rande mit Blenden aus gleichem Stoff. Kragen und Manschetten, wie Sie wünschen, finden Sie auf S. 121, Abbildung Nr. 3 und 4 d. Z. Die Crinoline darf am unteren Rande nur 200 Centimeter weit sein.
- Ann.** Eine Decke der beschriebenen Art ist zu erwähltem Zwecke sehr passend. Wählen Sie zur Verzierung derselben die auf Seite 269, Abbildung Nr. 22 d. Z. befindliche Gebördure, doch näher Sie, statt der Schnur, schmale Wollentzweige auf.
- Köhlerroschen auf der Bergwiese.** Eine Krebserviette finden Sie unter Abbildung Nr. 47 auf Seite 154 des Bazar 1869.
- A. F. Redl.** Wenden Sie sich an das Modewaaren-Magazin von S. Gerion in Berlin.
- A. C. W.** Die Schärpe ist sehr passend zu dem Kleide.
- J. G. Westh; R. F. King; M. W. de F. Wien.** Vielleicht später.
- Eine Deutsche in Irland.** Ihr Brief ist uns unverständlich; vielleicht conuenirt Ihnen das Arrangement der Gardine, Abbildung Nr. 56, Seite 139 des Bazar 1869.

- Langjährige Abonnentin in N.** Vergleichen Sie Abbildung Nr. 36, Seite 85 bis 92 des Bazar 1869 und die Abbildungen Nr. 19 und 20 auf dem Supplement. M. S. in Wien. Mantellets finden Sie abgebildet unter Nr. 55 bis 74 und 75 auf Seite 175 und 176 d. Z.
- L. C. in B. Türkei.** Wir bitten, uns die Form des Notenständers angeben zu wollen.
- R. v. B.** Wir verweisen Sie vorläufig auf Nr. 15 des zu Seite 73 bis 74 d. Z. gehörigen Supplements. Vielleicht aber bringen wir in einer nächsten Nummer noch einige solcher Bordüren. Offene oder dreifache Baumwollseide eignet sich am besten zum Durchziehen. Canevas oder Piqué angefertigt. Man durchzieht dieselben mit Wasser oder verzieht sie mit Stiderei. Die Größe der Decken richtet sich nach der Größe des Tisches. Dazu passende Muster brachten wir auf Seite 107 (mit Abbildung Nr. 74) und auf Seite 392 (mit Abbildung Nr. des vor. J., sowie auf Seite 26 (mit Abbildung 56 und 57) d. Z.
- M. C. in A. Böhmen.** Wir empfehlen Ihnen die Tapissierwaaren-Gänge von Herz und Wegener, Berlin, Mohrenstraße Nr. 18.
- Alpenrosli.** Schneiden Sie das Haar ein wenig ab und arrangiren es in Locken, wie Sie angegeben haben.
- B. S.** Ein Muster in Plattschiderei, passend zu Rückenfäden, Fuß- und Schreibstühlen, brachten wir mit Abbildung Nr. 22, Seite 97.
- J. C. Ofen.** Es würde sehr schwierig sein, aus herrenhänden dahmenden anzufertigen; wir raten Ihnen daher, von Ihrem Vorhaben abzustehen. Die von Ihnen erwähnten Tafeln sind nicht mehr mehr modern.
- Mini Sch. Nächstens.**
- Langjährige Abonnentin in B.** Die vorderen Bahnen des Rockes werden immer noch abgeschragt, die hinteren Bahnen aber gerade geschnitten.
- Gottlieb.** Das Wort point-lace wird englisch ausgesprochen.
- S. v. d. W. in B. S. Hannover.** Vergleichen Sie die in den verschiedensten Farben, finden Sie in dem Modewaaren-Magazin von S. Gerion, Berlin.
- X. Y. Z.** Wir bedauern, von Ihrem Anerbieten keinen Gebrauch machen zu können.
- Veronika.** Eine Fiselbordüre zu einem Rocket brachten wir mit Abbildung Nr. 47 auf Seite 320 des Bazar 1869.
- J. v. B.** Eieröl stellt man dar, indem man Eigelb in einem Zinnblech auf dem Wasserbade (Marienbade) unter beständigem Umrühren so lange erwärmt, bis es eine salbenartige Masse, die zwischen den Fingern drückt Fett austreten läßt, geworden ist. Diese Masse wird dann in einem leinenen Beutel unter eine Presse, deren Platten vorher erwärmt werden, gebracht. Das abfließende Del wird filtrirt und in kleinen zu zufüllenden und gut zu verschließenden Fläschchen aufbewahrt. Das Gelbe von vier Eiern gibt ungefähr 1 Loth Eieröl. Man bereitet Eieröl auch so, daß man Eigelb wie oben, aber bis es ganz eingedampft, eindampft, die Masse pulvert und mit Aether auszieht. Die ätherische Lösung wird hierauf durch Destillation vom Aether wieder befreit und läßt das Eieröl rein zurück.
- M. M. Marienbad.** Gurkenjaß ist — ob mit Recht, wagen wir nicht entscheiden — ein vielgerühmtes Mittel zur Verschönerung der Teints; ein Zusatz von Alcohol kann durchaus nicht schaden, die Haare können durch den Alcohol nicht hervorgerufen werden, wie Sie befürchten. Gegen Kälte härtet man die Gesichtshaut am besten durch Waschen mit recht kaltem Wasser ab; warmes Wasser erschüttert die Haut und macht sie empfindlich gegen Kälte.
- Lieschen, L. U.** Ein unschädliches Mittel zum Vertreiben der Sommerprossen gibt es, wie wir oft schon oft bemerkt, leider nicht man schüttet sich vor dem Erscheinen neuer Flecke am besten durch Tragen eines grünen, gelben oder braunen Schleiers. „Munde, bide Arme“ ja, die läßt der liebe Gott wachsen.
- v. S. in B.** Sobald die Gewebstoffe des Kleidungsstückes wirklich verbrannt (verkohlt, gebräunt) ist, lassen sich dergleichen Flecke durch kein Mittel mehr entfernen.
- Lina.** Eins der besten Mittel zur Conservirung des Teints steht in dem täglich und regelmäßig zu wiederholenden Waschen des Gesichtes mit Kornbranntwein.
- Treue Abonnentin in S.** Ein vielgesuchter Frauenarzt ist Geheime Dr. Martin in Berlin.
- P. C. Graz.** Abgeschnittene Haare kann man mit einer Tinte aus Campeholz und Eisenvitriol echt schwarz färben; Haare am lebenden Körper so gefärbt, lassen sich wieder von der Farbe befreien.
- Clise auf Schloß W.** Wir raten Ihnen, von einem Versuch, Fleck von Ananasdovle aus grünem Uvaccastoff zu entfernen, Abstand zu nehmen; wenn dies überhaupt die Farbe des Stoffes zerstört wird es einer chemischen Waschanstalt am ehesten gelingen.
- D. B. in P.** Um die Wäsche recht rein zu bekommen, fügt man der Spülwasser etwas Terpentinöl zu oder besser noch einige Tropfen voll einer Mischung aus 1 Theil französischem Terpentinöl und 3 Theilen starkem Alcohol, die vorher acht Tage lang der Sonne ausgelegt worden. Es ist dies ein bewährtes und völlig unschädliches Bleichmittel Leinwand.
- Ungenannt und N. C. aus Thüringen.** Jedes größere Frießgeschwür wird die Haare lösen; der Preis richtet sich nach der Länge und Pöhenlage der Haare.
- G. B. in L. (Schweiz) und A. und B. K.** Die norwegischen Köpfe haben sich bewährt, ihrer allgemeinen Einwirkung steht in der hauptsächlichen wohl unsere ganze bisherige Gewohnheit des Kochens in der Kücheneinrichtungen im Wege; für einzelne Fälle werden indes die Apparate auch hier zu Lande immer ihren Werth behalten. Sie sind in jedem größeren Magazin landwirtschaftlicher Geräthe vorräthig. Preis richtet sich nach der Größe. — Um Porzellan so zu kittet daß die Kittstellen dem Feuer widerstehen, muß man „echte Kiste“, leichtschmelzbare Glasstücke anwenden. So z. B. werden 4 Th. Mennige, 4 Th. gebrannter Borax, 1/2 Th. Kreide gepulvert, gemischt im Schmelztiegel geschmolzen, die Schmelze in Wasser gegossen, dann pulvert und mit Wasser zu einem zähflüssigen Brei gerieben. A. letzterer wird die Kittflüche befrischen, zusammengepaßt, sauber überflüssige Kitt abgewischt und dann das Ganze einem Gülführer angelegt. — Ueberreiben Sie die Möbel mit dem bei Schwarzbe (Berl. Zeitungfrage 112) kauslichen Kieselstaub.
- M. D. in A.** Ein bewährtes Hausmittel gegen Verschleimungen ist reines wässriges Malzextract (kein Bier), wie es z. B. von Schering in Berlin fabricirt wird. Ein solches Malzextract lindert den durch vieles Sprechen hervorgerufenen Reiz im Hals.
- L. v. B. in Neubamm (Neumark).** Augurafranzen wäscht man dreimal mit warmem (nicht heißem!) Wasser und Schaumseife, spült mehrere Male und fügt dem letzten Spülwasser etwas Wäschelöhl hinzu. Man trocknet die Franzen in der Nähe eines nicht zu heißen Ofens und kamm sie noch feucht aus.
- F. W. in Dresden.** Die Anwendung einer mit Schwefelblumen versehenen Salbe (ob Rindermark und Ricinusöl oder ein anderes genommen wird, ist gleichgültig) bei einem wahrscheinlich durch Kopplitz verursachten Uebel der Kopfhaut, welches Haarausfall im Gefolge hatte, ist bekannt, und das Waschen mit Schwefelseife in solchen Fällen von uns wiederholt empfohlen. Schwefelalben haben nämlich den Uebelstand, einen unangenehmen Geruch zu verbreiten, daher verdient die Seife den Vorzug. Ein anderes gleich unschädliches und doch sehr wirksames Mittel ist eine Auflösung von chloraurem Kali (1/4 Loth) in Wasser (8—12 Loth), welcher man täglich Abends den Kopf wäscht.
- S. in B.** Ein Kleid von beigelegter Stoffprobe kann mit weicher Seife lauwarm gewaschen, und ihm der ursprüngliche Glanz durch schwaches Gummivasser (1/4 Loth Gummi arabicum in 1 Liter (Maß) Wasser) wieder gegeben werden, aber besser ist es schon, wenn Sie das Kleid einer im Wasser und Appretiren geübten Hand anvertrauen.
- Dornroschen im Walde.** Die sogenannten Haarschiderei (Landschaften, Blumen etc.), welche die größte Kunstfertigkeit erfordern, werden ganz so ausgeführt wie die Kupfersticherei in schwarzer Seide, d. h. mit dem eingefädelten Nadel wird, gewöhnlich auf weißer Seide, genau auf der in der Vorlage angeführten Zeichnung und nach einer Vorlage in Buchmanier gestickt. Es läßt sich dies nach der Beschreibung allein nicht erlernen, da die Arbeit wie gesagt sehr schwierig auszuführen ist. — Bei einem Haarboden, der so fruchtbar ist, daß die Haare, trotzdem sie mit der Wurzel herausgerissen sind, sich immer wieder erneuern, fehlt es an Mitteln den Nachwuchs nicht erst zur Bildung gelangen zu lassen.
- Eine junge Deutsche in England.** Bevor wir nicht annähernd die Ursache des Haarausfallens (Kopfschuppen?) kennen, können wir Ihnen auch keinen Rath zu ertheilen.
- Langjährige Abonnentin in W.** Das Calciumsulphid braucht man, wenn es wirken soll, frisch bereitet sein (in der Apotheke). Man trägt dieses Eintharungsmittel messerförmig auf die zu enthaarnde Stelle auf, läßt es einige Minuten wirken und wäscht dann ab. Da aber die Haare von diesem Mittel unberührt bleiben, so ist die Anwendung von diesem Mittel unbedingt zu vermeiden, der von uns wiederholt erwähnten Harzmischung „Pöthron“ vorzuziehen.
- J. B. in B.** Die Fabricirten Holzwaaren von N. Redl & Co. born befindet sich Berlin, Kochstraße 23.

Rebus.

